

4. Freizügig sein auf dem Weg zum ›guten Leben‹?

Europäische Des-/Orientierungen und Irritationen neoliberaler Ideale von Mobilität und Freiheit

Wenige Gehminuten von der Kurfürstenstraße entfernt erstreckte sich um den Nollendorfsplatz und die Motzstraße der sogenannte ›Regenbogenkiez‹. Diese Bezeichnung trug der Kiez zum Zeitpunkt der Forschung aufgrund seiner Geschichte als Anlaufpunkt für homosexuelle und andere Menschen, die im Widerspruch zu (cis-)heteronormativen Ordnungen lebten. Ehemals leistbarer Zufluchtsort für diejenigen, die anderswo keinen Platz finden konnten, hatten die stadtweiten Gentrifizierungsprozesse bis in die 2010er Jahre auch diesen Kiez erreicht. So bestand das Straßenbild während meiner Aufenthalte aus einer Mischung von Restaurants und touristischen Bars, die demonstrativ Regenbogenflaggen gehisst hatten, sowie Sexshops, Buchhandlungen und ein paar unscheinbaren Kneipen. Letztere hatten die Jahrzehnte scheinbar unberührt überdauert und fielen im Straßenbild nicht auf, verfügten allerdings über eine lange Geschichte als Anbahnungsorte käuflicher sexueller Handlungen (Ellison/Weitzer 2017: 1394). In oder vor den Kneipen versammelten sich auch zum Zeitpunkt meiner Forschung einige junge Männer, um in den Kneipen nach »Klienten« zu suchen, wie es einer von ihnen ausdrückte.

In einer jener Kneipen lernte ich im Herbst 2017 Radko kennen. Radko war damals 20 Jahre alt und zu diesem Zeitpunkt bereits seit mehr als einem Jahr in Berlin. Aufgewachsen war er in einer bulgarischen Kleinstadt unweit von Sofia. Diesen Ort hatte er mit 18 Jahren in Richtung Deutschland verlassen. Denn dort sah er für sich keine Zukunftsperspektiven, wie er erzählte: »Viele junge Leute in Bulgarien arbeiten nicht, sie gehen nur auf der Straße auf und ab. Ein paar haben Arbeit, aber sie gehen nicht hin, es ist schlechte Arbeit. Ich bin nach der Schule nach Deutschland gegangen, ich kann hier mehr Geld machen.« Radko war aber nicht nur wegen des Geldes in Deutschland. Er besuchte in Berlin auch einen Integrationskurs, lernte Deutsch und Englisch und war erpicht darauf, sich mit mir auf Deutsch zu unterhalten, um seine Sprachkenntnisse zu verbessern. Er plante, in Deutschland zu bleiben. Nach der »Schule«, wie er den Kurs nannte, wollte er eine Ausbildung machen und im Bausektor arbeiten, irgendwann heiraten und eine Familie gründen – zumindest waren dies die Ziele, die er mir gegenüber

nannte. Denn wenngleich sein Bestehen auf Deutsch als Kommunikationssprache seinen Bestrebungen einen praktischen Ausdruck verlieh, erzählte er mir in dieser Sprache von Aktivitäten, die darauf hindeuteten, dass er nicht nur zur Existenz- und Familiengründung in Berlin war. So war Berlin nicht seine erste Anlaufstelle in Deutschland gewesen, sondern eine andere (west-)deutsche Stadt, in der seine ältere Schwester bereits seit einigen Jahren gelebt hatte. Dort war es ihm allerdings zu langweilig geworden, weswegen er nach Berlin zog, um die Vorteile der Großstadt (abseits, wie er es ausdrückte, familiärer »Überwachung«) zu genießen. Denn Radko war ein junger Mann, der auch im Hier und Jetzt etwas erleben, sich ausprobieren und Anteil an den Freiheiten einer liberalen Gesellschaft haben wollte. Wenn er sich nicht gerade mit mir traf, verbrachte er seine Freizeit damit, an Berliner Seen zu entspannen, mit Freunden in Parks oder Wohnungen bis in die Morgenstunden zu feiern oder zu versuchen, in die Berliner Clubs zu kommen, die für ihre sexuell freizügigen Partys bekannt waren.

Gerade das Sexleben der Hauptstadt schien auf Radko eine Faszination auszuüben, die auch durch Unkenntnis und mangelnden Kontakt mit nicht-cisheteronormativen sexuellen Praktiken und Identitäten geprägt war. So brachte er immer wieder Fragen zu unseren Treffen, ob »so etwas« wie z. B. homosexuelle Beziehungen, transgeschlechtliche Identitäten o.Ä. hier »okay« sei. Deswegen war es nicht verwunderlich, dass die Art seiner Einkommensgenerierung zwischen uns lange unausgesprochen blieb. Der Ort unseres Kennenlernens legte Vermutungen nahe, ebenso wie seine ausführlichen Kenntnisse der lokalen Ausprägungen von transaktionellem Sex. Allerdings erklärte mir Radko zunächst, dass er sich mit Reinigungsjobs in einem Hotel über Wasser hielt. Nach allem, was ich über Radko gelernt hatte, handelte es sich dabei nicht zwangsweise um eine Notlüge, war sein Leben doch geprägt von irregulären Arbeitsverhältnissen und Gelegenheitsjobs. Dass das Anbieten sexueller Handlungen gegen Geld eine dieser Einkommensquellen war, stellte sich nach einigen Monaten unserer Bekanntschaft heraus, als er eines unserer Treffen bald beendete, weil er in eine andere Kneipe musste – »bisschen unterhalten, bisschen arbeiten«, wie er es flüsternd formulierte. Sonst oft knapp bei Kasse kam er zu unserem nächsten Treffen mit großen Geldscheinen und erzählte mir, welche Schuhe er sich dafür kaufen wollte – Sneaker einer (teuren) Marke, die für ihn eine wichtige Ergänzung seines angestrebten Erscheinungsbilds waren. Im Zeitraum unserer Treffen kam es allerdings nie zu diesem Kauf, denn das Geld war schneller weg als gedacht.

Radkos Lebensweg entfaltete sich zwischen dem Streben nach verschiedenen lang- oder mittelfristigen Lebenszielen und zahlreichen sozioökonomischen Hindernissen auf dem Weg dorthin. Und auch wenn sich seine konkreten Ziele und Wünsche von denen anderer Teilnehmer*innen unterschieden, zeichnete sich auch in deren Lebensplanungen ein vergleichbares Spannungsfeld ab. Damit irritieren ihre Biographien pauschalisierende und simplifizierende Narrative europäischer »Armutsmigration«, die (in diesem Fall) sexarbeitende Migrant*innen in einem unausweichlichen Kampf um das Überleben verorten, ohne ihnen Motivationen, Ziele oder *agency* bzw. Handlungsfähigkeit zuzuerkennen (Mai 2018: 3, Shah 2014: 190). Während sozioökonomische Prekaritäten unzweifelhaft die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen prägten und ihre Handlungsoptionen bedingten, richteten sie ihre Handlungen zugleich nach Vorstellungen eines »guten Lebens« aus (vgl. Fischer 2020).

Diese Vorstellungen, Hoffnungen und Ideen der Forschungsteilnehmer*innen von ›dem guten Leben‹ stellen den Ausgangspunkt dieses Kapitels dar, anhand dessen verschiedene Bruchstellen der (implizit west-)›europäischen‹ und durch die Europäische Union (EU) vertretenen Werte von Freizügigkeit und Mobilität aufgezeigt werden. Diesem Spannungsfeld nähere ich mich mithilfe von Ahmeds Konzept der Orientierungen (*orientations*) (Ahmed 2006), welches ermöglicht, die Aufmerksamkeit auf die spezifischen soziokulturellen Kontexte und das relationale Zusammenspiel von Materialitäten, Narrativen, Körpern und Objekten zu lenken, im Rahmen derer sich Vorstellungen vom ›guten Leben‹ und damit assoziierten Subjektivitäten¹ formieren (Mai 2018: 10). Basierend auf Forschungen mit sexarbeitenden Migrant*innen erweitert Mai dieses Konzept zu *mobilen* Orientierungen (*mobile orientations*) (ebd.), um die Bedeutung von sozialen wie räumlich-geographischen Mobilitäten und deren Verbindungen zu bzw. mit angestrebten Subjektivitäten aufzuzeigen (ebd.: 9). Mai nutzt das Konzept der mobilen Orientierungen zudem für eine situierte und kontextualisierte Analyse von *agency*: »Mobile orientations frame agency as the capacity to act within, rather than against, the contradictory constraints and opportunities for subjectivation engendered by the globalization of neoliberal policies and politics« (Mai 2018: 10). Diese Herangehensweise liegt auch den folgenden Ausführungen zugrunde, da die Forschungsteilnehmer*innen durchaus über (teilweise äußerst eingeschränkte) Handlungsfähigkeiten verfügten, ihre Handlungen aber nicht per se hegemoniale neoliberale Imaginationen von Mobilität und Freizügigkeit herausforderten, sondern innerhalb dieser stattfanden und sie dabei mitunter auch reproduzierten.

Während Mai mobile Orientierungen in globalen Kontexten verortet, widmet sich dieses Kapitel ihrer (Re-)Lokalisierung, da die Teilnehmer*innen im Verfolgen ihrer mobilen Orientierungen auch Vorstellungen von ›Europa‹ zwischen ihren Herkunftsregionen und Berlin bzw. Deutschland verhandelten. Denn ein hegemoniales, durch neoliberale Werte definiertes (West-)›Europa‹ fungierte für die Teilnehmer*innen als Imaginationsraum für Ideen und Ideale eines ›guten Lebens‹. Diese Imaginationen wirkten sich einerseits auf (vergeschlechtlichte) Subjektivierungsprozesse aus, im Rahmen derer neoliberale (west-)›europäische‹ Vorstellungen von ›Moderne‹, (sexueller) Freiheit, Erfolg und Selbstverwirklichung verfolgt wurden. Andererseits gerieten sie aber auch in Widerspruch mit anderen (angestrebten) Rollenbildern, Subjektpositionen und soziokulturellen Obligationen. Herausgefordert und transformiert wurden Orientierungen

1 Vereinfacht gesprochen lassen sich Subjektivitäten als »synonym for inner life processes and affective states« (Biehl/Good/Kleinman 2007: 6) verstehen. Wie Biehl, Good und Kleinman (ebd.) weiter ausführen, spiegeln sich in Subjektivitäten dabei breitere soziokulturelle Prozesse und Strukturen wider, wobei diese im Rahmen von Subjektivierungsprozessen nicht bloß adaptiert, sondern auch reflektiert und verarbeitet werden: »The subject is at once a product and agent of history; the site of experience, memory, storytelling and aesthetic judgment; an agent of knowing as much as of action; and the conflicted site for moral acts and gestures amid impossibly immoral societies and institutions. [...] Yet subjectivity is not just the outcome of social control or the unconscious; it also provides the ground for subjects to think through their circumstances and to feel through their contradictions, and in so doing, to inwardly endure experiences that would otherwise be outwardly unbearable. Subjectivity is the means of shaping sensibility.« (Ebd.: 14)

in Richtung (West-)»Europa« zudem durch multiple Ausgrenzungserfahrungen in Berlin (und z.T. in den Herkunftsregionen). Dass die Teilnehmer*innen in diesem Kontext Sexarbeit als eine Option der Einkommensgenerierung auf dem Weg zur Verfolgung mobiler Orientierungen nutzten – und dadurch z.T. Stigmatisierung und Ausbeutung bewusst auf sich nahmen – macht deutlich, dass individualisierte und kommerzialisierte Versprechen eines ›guten Lebens‹ in (West-)»Europa« nur wenigen auf soziokulturell, moralisch und/oder legal anerkannten Wegen zugänglich sind.

4.1 Orientierungen zum ›guten Leben‹ zwischen Märkten, Werten und Moral

»I begin with a simple proposition: that we should understand the end of economics, as well as politics, to be provisioning the good life as widely as possible for people as they themselves conceive it. This normative assertion raises the empirical questions: Just what are different people's visions of the good life? And how do they engage markets in pursuit of wellbeing as they conceive it?«
(Fischer 2020: 1)

Im Sinne dieses Zitats möchte ich die Betrachtung dessen, wie die Forschungsteilnehmer*innen an (Arbeits-)Migration und (in-)formellen Arbeitsmärkten partizipierten, mit der Frage beginnen, was bzw. welche Ziele sie dabei verfolgten. Denn wie Fischer (2020) aufzeigt, greifen rein ökonomisch motivierte Erklärungsansätze zu (Arbeits-)Migration und Arbeitsmarktpartizipation zu kurz (ebd.: 4). Auch (angestrebte) Subjektpositionen sowie (angestrebte) soziale Beziehungen und Rollen prägten die Motivationen der Forschungsteilnehmer*innen. Für Ildiko und Deniza waren ihre Pläne und Vorstellungen z.B. eng mit der Verantwortung für ihre Kinder und ihrer Rolle als Mutter verbunden:

»Ich möchte zurück nach Ungarn und dort ein Haus kaufen für mein Kind und mich.«
(Ildiko, eine cis Frau Anfang 20 aus Ungarn, die im Kurfürstenkiez auf der Straße arbeitete)

»Also so langfristig hab ich noch nicht überlegt, aber jetzt mal bleibe ich noch in Berlin, weil ich will gerne auch irgendeine Zukunft für meine Kinder aufbauen.«
(Deniza, eine cis Frau Ende 20 aus Bulgarien, die in einem Berliner Bordell arbeitete)

Ewa und Monika hingegen strebten nach einer (Selbst-)Verwirklichung als Geschäftsfrau bzw. Künstlerin, sahen sich dabei aber finanziellen Hindernissen ausgesetzt:

»Ich hatte vorher Hotelfach gelernt und kurz vor dem Ende der Ausbildung habe ich damit [Sexarbeit, Anm. UP] nebenbei angefangen. Und dann hab ich eingesehen, das Geld reicht vorne und hinten nicht, so stelle ich mir meine Zukunft nicht vor. Dann habe ich noch mit Sexarbeit nebenbei eine private Kosmetikschule absolviert, aber das ist ja auch nicht ertragreich genug. Mein Ziel wäre es jetzt, über das Internet eine Boutique zu eröffnen, mit Textilien, die ich in Polen direkt kaufe bei einem Großhandel und dann in Berlin verbreite. Das ist mein Ziel, aber das schiebt man immer wieder so auf, weil es ja so gemütlich ist und das Geld kommt ja auch so rein und dann hat man immer keinen Bock.« (Ewa, eine cis Frau Mitte 20 aus Polen, die in Berlin als Escort arbeitete)

»I want to do art, but like, what the fuck, how? For that I have to work all day, and that is what they want. That is what the system wants, just to pump out everything you have and then you cannot create, you cannot rebel, because you have to lay down in your bed, so that you can work the day after again.« (Monika, eine cis Frau Anfang 30, die u.a. in einem Stripclub arbeitete)

Felicia und Sophia schließlich gingen flexibel mit ihrer Zukunftsplanung um, hatten aber dennoch Ziele und Träume, die sie dabei leiteten:

»Ich mache mir solche Pläne nicht, ich bin eine spontane Frau. Ich habe immer Pläne gemacht, und habe es nie geschafft, was zu machen. Und dann habe ich mir gesagt, nein, was morgen kommt, werde ich morgen entscheiden. Oder wenn ich heute früh aufstehe und dann sage, ab jetzt ist es vorbei, dann ist es vorbei. Ich habe natürlich mein Ziel, und wenn ich dieses Ziel erreicht habe, dann höre ich mit diesem Job auf, weil den kannst du nicht ewig machen, oder ich mache mal weniger.« (Felicia, eine cis Frau Anfang 20 aus Rumänien, die in einem Berliner Bordell arbeitete – und ihr Ziel nicht beschreiben wollte, um es nicht zu beschreiben)

»Was soll ich sagen, ich lass die Zukunft auf mich zukommen, aber mein Traum ist als Model eine Karriere zu starten.« (Sophia, eine trans Frau Mitte 30 aus Bulgarien, die im Kurfürstendenz auf der Straße arbeitete)

Diese Vorhaben stehen exemplarisch für verschiedene Ziele und Motivationen, nach denen die Forschungsteilnehmer*innen ihr Handeln ausrichteten. Verbindendes Element ist dabei der Umstand, dass sie sich im Verfolgen dieser Ziele sozioökonomischen Prekaritäten ausgesetzt sahen, die die Verwirklichung ihrer Lebenspläne erschwerten. In diesem Zusammenhang erweist sich die Frage der Einkommensgenerierung durch Sexarbeit zwischen Notwendigkeit und Wunsch nach (viel) Geld als Moment der Sichtbarmachung und Aushandlung mitunter widersprüchlicher neoliberaler Wert- und Moralvorstellungen, die die Teilnehmer*innen in ihrem Handeln beeinflussen.

Was die Zukunft bringt: Grausamer Optimismus und mobile Orientierungen

»Ich bin in den Wendejahren aufgewachsen, ich bin Anfang der 80er Jahre geboren, das heißt, ich habe noch vor der Wende gelebt, ich habe klare Erinnerungen an die Wende

selbst«, erzählte Zsuzsanna, eine cis Frau in ihren frühen 30ern. Sie war Ungarn aufgewachsen, lebte aber inzwischen in einem »westeuropäischen« Land, von wo aus sie regelmäßig nach Deutschland pendelte, um Freund*innen und Kunden zu treffen. Sie bezeichnete sich als »eine Mischung zwischen der Osteuropäerin mit allem, was das so mit sich bringt, und linksextremischer Akademikerin, die nicht in für Akademikerinnen vorgesehenen Jobs arbeiten will.« Auf meine Nachfrage, was für sie »Osteuropäerin«-Sein mit sich brachte, begann sie von ihren Erinnerungen an die Wende zu erzählen:

»In Ungarn war damals eine große Aufregung, ich erinnere mich noch an Fernsehsendungen mit den Worten Demonstration und einer Reihe neuer Wörter, die ich dann gelernt habe, und an jede Menge Leute, die aufgeregt waren. Und dann kamen die Jahre, wo uns diese gewaltige Kommerzialisierung auf den Kopf gefallen ist. Also es war wirklich spürbar auch für kleine Kinder, dass es ab jetzt von heute auf morgen was ganz Neues gibt, das die Erwachsenen total beschäftigt, und dass alles anders wird. Und Kapitalismus und Kommerz hatten natürlich einen großen Effekt auf uns, also als Kind hat man ja auch einen weniger kritischen Sinn, wir fanden das total geil, dass es jetzt hundert Schokoladensorten oder was weiß ich im Laden gibt. Und also das hat uns sehr geprägt, der Westen war immer ein begehrtes Beispiel, es war etwas Anstrengenswertes. Bis heute noch. Also die Leute sind natürlich enttäuscht, aber gleichzeitig ist es noch immer ein bisschen so »ach, ja, der Westen.«

Erinnerungen an »die Wende«, d.h. die politischen und ökonomischen Umbrüche in zahlreichen Ländern Europas nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Zusammenbruch der Sowjetunion, sind aus heutiger Perspektive – und gerade im Kontext der vorliegenden Arbeit – eine schwierige Angelegenheit. Denn die Erinnerungen an die Ereignisse der 1990er Jahre in den nun postsozialistischen Ländern Europas sind vielfältig, umstritten und umkämpft (vgl. Vrzgulová/Lutharová 2021). Abgesehen davon waren viele Forschungsteilnehmer*innen in den späten 1980er Jahren noch nicht geboren, verfügten also nicht über erlebte Erinnerungen an diese Zeit. Mit Zsuzsannas Erzählungen möchte ich also nicht eine Diskussion über Erinnerungskulturen der Wendejahre beginnen.² Vielmehr dienen ihre Erinnerungen einer exemplarischen Veranschaulichung dessen, welche Vorstellungen von (West-)»Europa« (im Gegensatz zum »Europa« ihrer Herkunftsländer) in den Orientierungen der Teilnehmer*innen zum Zeitpunkt der Forschung wirkten.

Es handelte sich bei diesem (West-)»Europa« um eine ambivalente Imagination eines Raumes, der die Verwirklichung von Lebensplänen und einem »guten Leben« versprach, damit aber zugleich die Lebensrealitäten der Teilnehmer*innen vor dem Verlassen ihrer Herkunftsregionen als »noch-nicht-gutes« oder gar »schlechtes« Leben begreifen ließ. Gerade für jüngere Teilnehmer*innen spielten dabei ebenso Narrative und Imaginationen um die EU-Erweiterungen in den Jahren 2004 und 2007 als Eröffnung neuer Möglichkeiten und Mobilitäten eine Rolle. Während sich in ihren Imaginationen somit eine Dominanz »westlicher« Interpretationen der Wendejahre und EU-Erweiterungen ausdrückt,

2 Für eine weiterführende Auseinandersetzung mit der Frage des alltäglichen, institutionellen und/oder medialen Erinnerns an den Kalten Krieg bzw. Sozialismus in Europa vgl. u.a. Heß (2016), Light und Young (2015) und Mihelj (2017).

ist zu bedenken, dass in dieser Forschung nur mit Personen gesprochen wurde, die sich in Richtung Berlin, Deutschland und/oder anderer ›westeuropäischer‹ Länder orientierten. Andere Imaginationen und Interpretationen ›Europas‹ existieren durchaus, können allerdings in dieser Arbeit nicht abgebildet werden.

Die Teilnehmer*innen gaben sich diesen Imaginationen auch nicht unkritisch hin. Wie sich in Zsuzsannas Erzählung abzeichnet, waren die Reflexionen der Teilnehmer*innen durchaus von einem Bewusstsein dafür geprägt, dass dieses imaginierte (West-)›Europa‹ nicht für alle die erhofften Verbesserungen gebracht hatte. Ausschlaggebend dafür waren Erzählungen über und/oder Erlebnisse der Konsequenzen der neoliberalen Transformationen in postsozialistischen europäischen Ländern bzw. das Erleben der Finanzkrise des Jahres 2008 und ihrer Nachwirkungen. Es war aber auch die ideelle Vormachtstellung (v.a. nord-)›westeuropäischer‹ Länder, die Teilnehmer*innen Anlass zur Kritik am ›Westen‹ gab, da sie zwar mit ihrer ökonomischen Situation unzufrieden waren, darin aber nicht eine Abwertung ihrer national-ethnischen Herkunft gerechtfertigt sahen (s. Abschnitt 4.3 und Kapitel 5). Während eine Orientierung in Richtung ›Westeuropa‹ also nicht unbedingt mit einer Idealisierung des ›Westens‹ einherging, war es dennoch ein durch ›westeuropäische‹ bürgerliche Mittelklassen und Institutionen wie die EU definiertes ›Europa‹, das als Imaginationsraum für eine bessere Zukunft und die Verwirklichung eines ›guten Lebens‹ fungierte.

Damit lassen sich die Zukunftsvisionen der Teilnehmer*innen bis zu einem gewissen Grad als Ausdruck von Berlants (2011) grausamem Optimismus (*cruel optimism*) begreifen. Darunter beschreibt Berlant ein Festhalten an »konventionellen« (ebd.: 2) Fantasien eines ›guten Lebens‹ in einem Umfeld, das die Verwirklichung dieser Fantasien unmöglich macht. Berlant bedient sich dabei einer Definition des ›guten Lebens‹, die neben ökonomischen auch moralische und intime Relationen berücksichtigt (ebd.) und eine breitere Perspektive auf im neoliberal-kapitalistischen ›Westen‹ immer mehr in Frage stehende Vorstellungen des ›guten Lebens‹ eröffnet:

»The fantasies that are fraying include, particularly, upward mobility, job security, political and social equality, and lively, durable intimacy. The set of dissolving assurances also includes meritocracy, the sense that liberal-capitalist society will reliably provide opportunities for individuals to carve out relations of reciprocity that seem fair and that foster life as a project of adding up to something and constructing cushions for enjoyment.« (Berlant 2011: 3)

Nach Berlant ist es das Festhalten an diesen Vorstellungen – die als Fantasien in der neoliberal-kapitalistischen Gesellschaft letztendlich nicht verwirklichtbar sind – das einem »flourishing« im Wege steht:

»A relation of cruel optimism exists when something you desire is actually an obstacle to your flourishing. [...] These kinds of optimistic relation are not inherently cruel. They become cruel only when the object that draws your attachment actively impedes the aim that brought you to it initially.« (Berlant 2011: 1)

An diesem Punkt wird die Übertragbarkeit des Konzepts auf die Lebensrealitäten der Forschungsteilnehmer*innen allerdings schwierig. Denn wo sich auf einer abstrakten Ebene bewahrheitet, dass ein Verfolgen hegemonialer Ideale vom ›guten Leben‹ der Ver-

wirklichung anderer Formen eines erfüllenden Lebens im Wege steht, läuft diese Argumentation Gefahr, die Partikularitäten und v.a. Unterschiede zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Positionen und Positionierungen innerhalb (West- wie Ost-)Europas zu übersehen. Denn für mehrfach marginalisierte Teilnehmer*innen wie z.B. Ildiko, Radko oder Sophia waren es keineswegs nur ihre Hoffnungen, die einer Verwirklichung eines ›guten Lebens‹ im Wege standen, sondern auch ihre von ökonomischer Prekarisierung und/oder sexistischer, rassistischer oder transfeindlicher Diskriminierung geprägten Lebensrealitäten. Insofern lässt sich nicht eindeutig beantworten, ob es sich bei den Vorstellungen der Teilnehmer*innen um einen grausamen Optimismus in enger Auslegung Berlants handelte oder um Optimismus im Angesicht durchaus als grausam zu bezeichnender Lebensrealitäten am Rande von Gesellschaften, an deren Annehmlichkeiten sie nur bedingt Anteil haben konnten.

Diese Ambivalenzen zeigen sich in den Aussagen der Teilnehmer*innen auch dahingehend, dass ihre Zukunftspläne alles andere als eindeutig waren: Spontanität und Flexibilität standen z.B. für Felicia nicht im Widerspruch zur Verfolgung langfristiger Ziele, Radko sah sich in der Zukunft als Familienvater, aber im Jetzt als freizügig lebender Single in einer ›europäischen‹ Metropole, und Ewa wollte ein Unternehmen aufbauen, sich aber auch schon heute immer wieder mal »etwas gönnen«. Diese Widersprüche bieten unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten: als Ausdruck einer neoliberalen Idee der unbegrenzten Möglichkeiten und des zentralen Stellenwerts der Selbstverwirklichung darin oder in Antwort auf sozioökonomische Unsicherheiten als Ausdruck dessen, dass Planungen aufgegeben wurden und das ›gute Leben‹ im Jetzt im Fokus stand, während ›die Zukunft‹ vielmehr zur Projektionsfläche von Wünschen oder sozialen Erwartungshaltungen wurde. Bis heute entziehen sich die Zukunftspläne der Teilnehmer*innen für mich einer eindeutigen Klassifizierung, zumal auch sie selbst dazu keine klare Haltung zu haben schienen und sich ihre Vorstellungen vom ›guten Leben‹ immer wieder veränderten.

Vor diesem Hintergrund erwiesen sich Mais mobile Orientierungen (Mai 2018) als hilfreiche Metapher, um die relationalen Dynamiken und Multilinearitäten in den Lebensplänen der Teilnehmer*innen zu begreifen. Die Bedeutung der Mobilität ergibt sich dabei nicht bloß aus der Verfolgung räumlich-geographischer Mobilitäten durch die Teilnehmer*innen. Denn diese standen in enger Verbindung mit einem Streben nach sozialen Mobilitäten, d.h. einer Bewegung aus den gegebenen soziokulturellen und sozioökonomischen Strukturen hinaus. Für die meisten Teilnehmer*innen ging es dabei v.a. um sozialen Aufstieg, also das Erreichen einer besseren sozioökonomischen Absicherung und/oder im Kontext diverser soziokultureller Hierarchien besser gestellten Subjektposition(en). Diese Mobilitätsbestrebungen entfalteten sich im Kontext verschiedener sozialer und kultureller Gefüge, die wiederum unterschiedliche Objekte, Subjektivitäten und/oder Körperlichkeiten zu einem Teil und Ausdruck angestrebter Subjektpositionen und damit zu ›Orientierungspunkten‹ werden ließen. So lässt sich z.B. Radkos Ziel einer Familiengründung als Ausdruck dessen verstehen, dass er sich (v.a. im Kontext seiner familiären Beziehungen in Bulgarien) als Vater in einer Rolle mit größerer Anerkennung positionieren wollte. Das Besuchen von Partys, die Trinkabende mit seinen Freunden und der Wunsch nach Markenkleidung war für ihn hingegen Ausdruck dessen, ein ›modernes‹ und freizügiges Subjekt zu sein, das gewisse ›tradi-

tionelle« Konventionen sowie nationale Grenzen überwunden hat, was für ihn in seiner Herkunftsregion und den dortigen Netzwerken nicht erreichbar war bzw. erschien.

Diese Widersprüche unterscheiden sich nicht grundlegend von denen anderer Bewohner*innen Europas, die ebenso mit unterschiedlichen Definitionen eines ›guten Lebens‹ konfrontiert werden und darin ihre eigenen Prioritäten aushandeln müssen. Jedoch standen den Teilnehmer*innen aufgrund verschiedener Formen sozioökonomischer Marginalisierung weniger Pfade zur Verwirklichung eines ›guten Lebens‹ offen. Dass die Teilnehmer*innen u.a. durch Migration in ›westeuropäische‹ Länder und/oder die Aufnahme der Sexarbeit Aus- oder Umwege sahen, verdeutlicht einerseits ihre grundlegende Handlungsfähigkeit, andererseits aber ebenso, dass sie dabei nicht unbedingt gegen, sondern innerhalb hegemonialer neoliberaler Ideen des ›guten Lebens‹ in (West-)›Europa‹ handelten und z.B. Vorstellungen von sozialem Aufstieg durch harte Arbeit oder von konsumorientierter Selbstverwirklichung nicht in Frage stellten (ebd.: 9). Dabei erwies sich schließlich auch Geld nicht bloß als Mittel zum Zweck, sondern als mit soziokulturellen und affektiven Bedeutungen aufgeladenes Objekt, das in mehrfacher Hinsicht zum Orientierungspunkt wurde (Mai 2014: 183).

Geld brauchen, Geld haben, Geld machen: Geld-Werte, Moral und Neoliberalisierung

Da Lohnarbeit im globalisierten kapitalistischen Wirtschaftssystem für die meisten Menschen eine (Über-)Lebensnotwendigkeit darstellt, nahm die Frage der Einkommensgenerierung auch in den mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen einen zentralen Stellenwert ein. So beeinflussten u.a. Vorstellungen und Hoffnungen auf bessere Einkommensmöglichkeiten ihre Migrationsprozesse. Es handelte sich bei Fragen der Einkommensgenerierung jedoch nicht um rein ökonomische Abwägungen. Ebenso wurden dadurch soziale Beziehungen und Positionierungen sowie Wert- und Moralvorstellungen verhandelt. Mai (2014) zeigt auf, dass das auch von Radko erwähnte »Geldmachen« verschiedene Funktionen im Leben sexarbeitender Migrant*innen erfüllt bzw. erfüllen kann:

»[M]aking money« emerges as a key discourse and priority for independent young migrants. Besides its obvious economic meaning, ›making money‹ is a discourse and an aim enabling young people to justify their desire to achieve psychological autonomy and upward social mobility in a context characterised by poverty and the necessity to survive.« (Mai 2014: 183)

Diese Vielschichtigkeit von Geld spiegelte sich in den Gesprächen mit Teilnehmer*innen wider. Eigenständig (ausreichend) Geld zu verdienen fungierte als Ausdruck von Selbstständigkeit oder Unabhängigkeit von familiären Strukturen, zudem ermöglichte es eine Positionierung gegenüber z.B. Familienmitgliedern, Freund*innen oder anderen sozialen Zusammenhängen als erfolgreiches Subjekt. Diese Bedeutungen ergaben sich dabei auch gerade wegen der Erfahrungen sozioökonomischer Marginalisierung. Wenn es in z.B. familiären und/oder sozialen Netzwerken an Geld mangelte, wurde der Besitz von Geld zum Ausdruck sozialen Aufstiegs und der Möglichkeit der Teilhabe an einer konsumorientierten Gesellschaft, die älteren Familienmitgliedern und/oder Freund*innen

verwehrt blieb. Auch darin zeigt sich, dass die meisten Teilnehmer*innen innerhalb hegemonialer neoliberaler Strukturen operierten und diese in ihre Orientierungen inkorporierten. Denn Geld zu haben und diesem Umstand durch z.B. das Tragen teurer Kleidungsstücke Ausdruck zu verleihen signalisierte für Menschen wie Radko nicht nur das Überkommen eigener Armutserfahrungen, sondern auch eine Anschlussfähigkeit an eine ›moderne‹ neoliberal-konsumorientierte (west-)›europäische‹ Gesellschaft.

Ebenso nahm Geld eine bedeutende Rolle in der Gestaltung sozialer Beziehungen und der eigenen Positionierungen in ihnen ein. Dies zeigte sich z.B. in den Orientierungen von Deniza und Ildiko, die Geld nicht bloß für sich, sondern auch für ihre Kinder verdienten, um dadurch ihrer Fürsorge Ausdruck zu verleihen und sich in moralischen Ordnungen als ›gute Mütter‹ zu positionieren (Keough 2006: 446ff). Geld zu machen war dabei nicht bloß ein Mittel zur Etablierung von Zukunftsperspektiven für Kinder und Familie, sondern ist ebenso im Zusammenhang mit einer Kommodifizierung bzw. »Objektivierung« (Mai 2018: 9) sozialer Beziehungen zu verorten. So war es Deniza und anderen Teilnehmerinnen mit Kindern in ihren Herkunftsländern wichtig, bei den regelmäßigen Besuchen Geschenke mitzubringen, über die sie (u.a.) ihrer Zuneigung und Fürsorge Ausdruck verleihen wollten bzw. im Hinblick auf lokale Rollenvorstellungen mussten. Und schließlich war Geld auch ein Mittel, um z.B. im Rahmen von Schönheitsoperationen den eigenen Körper zu modifizieren. Kurz gesagt standen auch die Forschungsteilnehmer*innen mitten in einer sich über verschiedene lokale Kontexte erstreckenden hegemonialen konsumorientierten ›europäischen‹ Gesellschaftsordnung, die nicht nur ihre Erfahrungen, sondern auch ihre Bedürfnisse prägte.

Insofern müssen auch die Entscheidungen, an räumlich-geographischen Mobilitäten teilzuhaben und/oder Sexarbeit aufzunehmen bzw. weiterzuführen, in diesem Gefüge von ökonomischen Ungleichverhältnissen und soziokulturellen Bedeutungen von Geld und Reichtum im neoliberalen (West-)›Europa‹ verortet werden. So handelte es sich bei der Aufnahme der Sexarbeit für fast alle Teilnehmer*innen um eine bewusste Entscheidung. Derartige Entscheidungen negieren keineswegs Prekaritäten und Gewalt- oder Ausbeutungserfahrungen in der Sexarbeit (vgl. Kapitel 6 und 7), verdeutlichen jedoch die Abwägungsprozesse sowie die Aushandlung moralischer Beurteilungen bei der Wahl der Einkommensgenerierung. Die Diskussion von Moral im Kontext von Sexarbeit fokussiert sich meist auf den der Tätigkeit inhärenten Bruch mit hegemonialen Moralvorstellungen zur Unvereinbarkeit von Sexualität und Ökonomie (vgl. Zelizer 2005). In den Entscheidungen der Teilnehmer*innen (vgl. Kapitel 7) zeigte sich jedoch, dass dieser Moralbruch mitunter in Relation zu anderen als moralisch ›fragwürdigen‹ beurteilten Tätigkeiten und/oder den angestrebten Zielen gesetzt wurde, die den Moralbruch der Sexarbeit als ›geringeres Übel‹ oder tolerierbare Notwendigkeit erscheinen ließen. So erwähnten u.a. Radko und einige seiner Kollegen, aber auch Felicia und weitere Teilnehmerinnen, dass sie »wenigstens nicht stehlen« würden, sondern ihr Geld auf eine »ehrliche« Art und Weise verdienen würden. Für Teilnehmerinnen wie Deniza oder Ewa handelte es sich bei der Sexarbeit um einen im Hinblick auf ihre Ziele tragbaren Tabubruch. Denn das damit gewonnene Einkommen ermöglichte – im Gegensatz zu anderen zwar weniger ›fragwürdigen‹, aber auch geringer vergüteten Jobs – die Erfüllung einer Positionierung als fürsorgliche Mutter oder erfolgreiche Geschäftsfrau. Und die oben zitierte Aussage von Monika verdeutlicht die unter den Teilnehmer*innen mehr-

fach vertretene Ansicht, dass die Umstände der Sexarbeit (zumindest theoretisch) einen Ausbruch aus den Mühlen der schlecht bezahlten Lohnarbeit eröffneten, der eine Selbstverwirklichung erst möglich werden ließ.

Was sich zusammenfassend in den mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen und den darin enthaltenen Verhandlungen von Ideen des ›guten Lebens‹ erkennen lässt, sind die weitreichenden Auswirkungen einer voranschreitenden Neoliberalisierung nicht nur auf ökonomische Ungleichverhältnisse, sondern auch auf Subjektivierungsprozesse. Während die Bemühungen der Teilnehmer*innen, ein ›gutes Leben‹ zu etablieren, aufzeigen, dass Erfolgs- und Aufstiegsmöglichkeiten entgegen hegemonialer individualisierter Narrative der unbegrenzten Möglichkeiten in (West-)›Europa‹ nicht allen gleichermaßen zugänglich sind, prägen diese Narrative dennoch die Orientierungen der Teilnehmer*innen. Denn die Verheißung unbegrenzter Möglichkeiten eröffnete auch die Hoffnung auf eine Vereinbarkeit widersprüchlicher Ansprüche, die sich aus den vielfältigen Positionierungen und (angestrebten) Subjektpositionen der Teilnehmer*innen in ihren Herkunftsregionen wie auch in Berlin ergaben. Während sich dieser Abschnitt damit beschäftigte, wie die Teilnehmer*innen im Zusammenhang mit ökonomischen Zielen und Aktivitäten unterschiedliche Wert- und Moralvorstellungen navigierten, befasse ich mich in Folge mit der Frage, was die Teilnehmer*innen dabei (nicht) verkörperlichen konnten oder wollten und lenke dabei den Blick insbesondere auf die vergeschlechtlichten Dimensionen von Freiheiten, ›Tradition‹ und ›Moderne‹.

4.2 Subjektivierungsprozesse im Spannungsfeld vergeschlechtlichter Visionen von Moderne, Freiheit und ›Europa‹

Radko wollte nach der Schule gerne auf dem Bau arbeiten. Mit diesem Ziel war er nicht allein unter den jungen Männern, die im Nollendorfkiez unterwegs waren. Manche von ihnen waren mit der Hoffnung auf einen derartigen Job nach Berlin gekommen, andere sahen, wie Radko, ihre aktuelle Tätigkeit und zum Teil auch ihren Aufenthalt in der deutschen Hauptstadt als Zwischenstation auf dem Weg in ein konventionelles bzw. ›traditionelles‹ Berufsleben – eventuell gar in einer anderen Stadt oder einem anderen Land. Ein zentrales Problem dabei war jedoch, dass Arbeitsplätze im Bausektor für migrantische, sogenannte ›unqualifizierte‹ (d.h. ohne formale Ausbildung) Arbeitskräfte bei Weitem nicht in Fülle existierten, oder zumindest nicht unter Bedingungen, die das Erreichen eines abgesicherten Lebensstandards ermöglicht hätten. Radkos Orientierung in Richtung eines für ihn mit sozialem Prestige verbundenen Bauarbeiterjobs erinnerte an sozialistische Imaginationen und seine Klassenposition. Über die Dauer unserer Treffen bekam ich jedoch den Eindruck, dass er nicht ganz überzeugt von diesem Plan war und seine Sinnhaftigkeit durchaus in Frage stellte. Die Gründe dafür waren vielfältig: Die Jobsuche war schwierig, der Abschluss der Ausbildung noch weit entfernt. Sein sozialer Hintergrund konnte im Nollendorfkiez zwar theoretisch in der Kundenakquise in Marktwert umgewandelt werden, doch verkörperlichte Radko nur bedingt die einer migrantischen Arbeiterklasse zugeschriebene Hypermaskulinität (Özbay 2017: 126), da sein körperliches Erscheinungsbild nicht den Vorstellungen eines durchtrainierten und physisch starken Arbeiters entsprach. Ebenso wenig konnte er sich den Gepflogenheiten ei-

ner in Berlin geschätzten internationalisierten Mittelklasse anpassen. Die Fokussierung auf »Schule«, Ausbildung und Bauarbeiterjob ermöglichte es ihm, in dieser ambivalenten Position zu verweilen, ohne Gewissensbisse aufgrund von »Untätigkeit« zu haben. Allerdings war sein Verweilen auch Ausdruck dessen, dass er sich in einem Prozess der Um- oder Neuorientierung befand, der die Frage aufwarf, was oder wer er selbst in seinem Leben sein wollte und konnte.

In diesem Abschnitt werde ich dieses Spannungsfeld rund um Radkos Verfangen-Sein zwischen verschiedenen Orientierungen entlang der Frage betrachten, wie sich darin vergeschlechtlichte Subjektivierungsprozesse und Vorstellungen eines »guten Lebens« zwischen Imaginationen von »Moderne(n)« und »Tradition(en)« entlang europäischer Ost-West-Dichotomien ausdrücken (vgl. Keinz/Lewicki 2019, Keough 2006, Lyon/Capussotti/Laliotou 2007, Trofimov 2019, 2020). Denn Radkos Orientierung in Richtung eines Bauarbeiterjobs enthält, ebenso wie Denizas oder Ildikos Fokussierung auf eine Positionierung als »gute Mutter«, eine unverkennbar vergeschlechtlichte Komponente, die auf die Zentralität von Geschlechterrollen und -verhältnissen in den Lebensrealitäten der Teilnehmer*innen verweist.

Auch vor diesem Hintergrund erweisen sich mobile Orientierungen als hilfreicher Ansatz, da Mai dieses Konzept anhand verschiedener Forschungsprojekte mit weiblichen und männlichen, cis wie trans Sexarbeitenden entwickelte (Mai 2018: 11ff). Somit eröffnet es eine Perspektive, die über jene Fokussierung auf ein bestimmtes Geschlecht hinaus geht, auf die die Sexarbeitsforschung so häufig noch beschränkt ist und wodurch bestimmte geschlechterübergreifende Momente vergeschlechtlichter Subjektivierungen mitunter nicht wahrgenommen werden. So wird die aktive Aushandlung von Geschlechterrollen häufig anhand (cis-)männlicher Sexarbeiter untersucht (vgl. Ellison 2018, Özbay 2017, Trofimov 2019), eine Einschränkung durch hegemoniale Geschlechterbilder jedoch vermehrt an (cis-)weiblichen Sexarbeiterinnen (vgl. Bloch 2003, Finger 2017, Le Breton 2011, Walker/Galvin 2018). Gerade im Falle Radkos fragte ich mich jedoch, ob er nicht genauso durch Männlichkeitsbilder eingeschränkt war und diese in seinem Streben nach dem Bauarbeiterjob unhinterfragt übernahm, ohne sich darin wirklich wiederzufinden. Zudem beinhaltete seine Position als junger migrantischer Mann ebenso Vulnerabilitäten wie z.B. einen mangelnden bzw. nicht vorhandenen Zugang zur Krankenversicherungen und eine unsichere Wohnsituation (vgl. Castañeda 2013, Probst 2022). Gleichzeitig war sein Oszillieren zwischen »traditionellen« Männlichkeitsvorstellungen vom Familienvater in einem maskulin konnotierten Beruf, dem Auskosten (sexueller) Freizügigkeiten und an Konsum, Erfolg und Geld festgemachten Männlichkeiten ein anschauliches Beispiel für die nicht immer eindeutigen Verhandlung vergeschlechtlichter Subjektivitäten. Diese Perspektive soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass derartige Aushandlungen für Menschen verschiedener Geschlechter im Kontext einer cisheteronormativen Geschlechterordnung unter unterschiedlichen Parametern erfolgen. So ist z.B. der Umstand, dass es sich bei der Mehrheit der Menschen in der Sexarbeit um cis Frauen handelt, keineswegs als Zufall, sondern als Ausdruck hierarchisierender Geschlechterordnungen zu betrachten.

Cis Frauen zwischen Selbstverwirklichung und sozialen Verpflichtungen

Auf meine Frage, was Deniza in ihrer Freizeit unternahm, entgegnete sie: »Also in meiner privaten Zeit bin ich meistens unterwegs. Ich bin fünf Tage hier arbeiten und die zwei Tage, die ich frei habe, nutze ich immer für mich selber, einkaufen und sowas.« Einkaufen war eine gängige Antwort auf meine Frage nach der Freizeitgestaltung der Teilnehmerinnen, die auf die erwähnte Konsumorientierung verweist. Es war aber bei Weitem nicht die einzige Aktivität, die sie abseits der Arbeit unternahmen. Felicias wichtigstes Hobby waren ihre Haustiere, außerdem ging sie gerne feiern, Monika widmete sich ihrer Kunst, andere Teilnehmerinnen erwähnten zudem lange Spaziergänge in den vielen Parks und Wäldern Berlins oder Unternehmungen mit Freund*innen, um nur einige Beispiele zu nennen. Insgesamt handelte es sich bei den Freizeitaktivitäten der Teilnehmerinnen meistens um ›alltägliche‹ Dinge, die auf den ersten Blick belanglos erscheinen mögen. Eingebettet in ihre Geschichten, Hintergründe und Orientierungen zeigte sich jedoch, dass es für sie keineswegs eine Selbstverständlichkeit war, Zeit zu haben, die sie für sich selbst nutzen konnten, wie es Deniza formulierte.

Denn entgegen der medialen Wahrnehmung ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Frauen als naive Opfer lag den Lebensrealitäten der Teilnehmerinnen eine Orientierung in Richtung eines selbstbestimmten Frau-Seins zugrunde, verbunden mit dem Wunsch, diesem durch Zeit, Raum oder Geld für sich selbst Ausdruck zu verleihen. Auch wenn sich zwar nur wenige Teilnehmerinnen als Feministinnen bezeichneten, lassen sich in ihren Orientierungen dennoch Effekte langjähriger Kämpfe feministischer Bewegungen erkennen, die dazu beitrugen, dass die Teilnehmerinnen Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung im Rahmen ihres Hoffnungs- und Erwartungshorizonts wahrnahmen und enge Rollenbilder nicht gänzlich unhinterfragt übernahmen. Ebenso zeigt sich darin allerdings die Verschmelzung (post-)feministischer Forderungen mit neoliberalen Vorstellungen, die derartige Ziele zu einer Frage individueller Gestaltung machen und auch weiterhin wirkmächtige strukturelle geschlechtliche Ungleichverhältnisse ausblenden bzw. sie in der Propagierung des selbstgestaltenden und damit auch selbstregulierenden Subjekts (re-)produzieren (Gill und Scharff 2013: 7).

Denn Deniza und die anderen Teilnehmerinnen waren in komplexe soziale Zusammenhänge eingebunden, aus denen sich verschiedene Einschränkungen und Erwartungshaltungen ergaben, die auch mit ihrem Geschlecht zusammenhingen. Dies zeigte sich bei den Teilnehmerinnen mit Kindern v.a. in der Aushandlung ihrer Rolle(n) als Mutter. Dabei ist als eines der wenigen Muster im Kontext dieser Forschung zu erwähnen, dass es sich bei allen teilnehmenden Müttern um alleinerziehende Mütter in dem Sinne handelte, dass die Männer, die an der Zeugung der Kinder beteiligt waren, abwesend waren und keinen Anteil an der Fürsorgearbeit hatten. Ebenso hatten viele Mütter unter den Teilnehmerinnen ihre Kinder in jungem Alter geboren, teilweise gar vor rechtlicher Volljährigkeit, was in Kombination mit mangelnden Möglichkeiten familiärer oder staatlicher finanzieller Unterstützung dazu führte, dass sie Ausbildungen abbrechen und direkt ins Berufsleben einsteigen mussten. Als ich Deniza nach Sozialleistungen wie Kindergeld o.Ä. fragte, brach sie in Gelächter aus. Zwar existierten solche Leistungen theoretisch in ihrem Herkunftsland Bulgarien, doch war ihr Umfang so gering, dass sie für Deniza kaum einen Unterschied machten. In Ermangelung anderer

Optionen oblag also ihr die Aufgabe, den Lebensunterhalt und die Bildungskosten ihrer Kinder zu finanzieren: »Ja, meine Tochter ist in der zweiten, dritten Klasse noch und die Kleine ist noch im Kindergarten. Dafür muss sich Mama noch ein bisschen anstrengen.«

An dieser Schnittstelle von ökonomischen Prekaritäten und geschlechterspezifischen Fürsorgerwartungen und -notwendigkeiten orientierte sich Deniza in Richtung einer mobilen Mutterschaft (vgl. Contreras/Griffith 2012, Ishkanian 2002, Keough 2006). Diese stellte eine Option dar, ihrer Fürsorge Ausdruck zu verleihen und zugleich ein Entkommen aus den als einschränkend wahrgenommenen sozioökonomischen Rahmenbedingungen für sich und ihre Kinder anzuvisieren. Während Denizas Kinder bei ihrer Mutter in Bulgarien lebten – die Kindererziehung also nicht gänzlich von Deniza übernommen wurde – arbeitete Deniza in einem Berliner Bordell und besuchte ihre Familie alle zwei bis drei Monate für eine Woche oder länger. Dabei ergaben sich Spannungen zwischen Fürsorge, Migration und Sexarbeit, die z.B. in folgendem Ausschnitt des Gesprächs zwischen Deniza und mir deutlich wurden:

Ursula: »Und hast du in Bulgarien schon [in der Sexarbeit, Anm. UP] gearbeitet? «

Deniza: »Nein, nein (lacht), weil da ist das bisschen schwer.«

Ursula: »Warum?«

Deniza: »Meine Mutter. Sie weiß, was ich arbeite, aber es ist besser, wenn sie das nicht so vor die Augen bekommt, weißt du.«

Ursula: »Also hast du dann in Bulgarien was anderes gemacht?«

Deniza: »Ja, also Gymnasium, sagt man so in Bulgarien, aber war ein bisschen schwer, danach Geld zu verdienen, im ganzen Monat nur dreihundert Euro. Wenn man noch Kinder hat, da ist das schnell weg.«

Denizas Begründung für den Einstieg in die Sexarbeit lag darin, dass sie ihr in Anbetracht ihrer mangelnden Ausbildung und schlechter Jobmöglichkeiten mehr Geld, aber auch mehr Flexibilität einbringen konnte. Wie für andere Teilnehmerinnen wurde somit ihr vergeschlechtlichter Körper zur Ressource der Einkommensgenerierung, worin sich einerseits eine Form von Handlungsfähigkeit ausdrückt. Zugleich ist diese aber andererseits im Kontext der sozioökonomischen Marginalisierung von Frauen und weiblicher Arbeit zu verorten, die Sexarbeit erst zu einer der wenigen (vermeintlich) lukrativen Formen von Lohnarbeit werden lässt. Auffallend an Denizas Aussage ist, dass ihr Absehen von Sexarbeit in Bulgarien in dem Wunsch begründet lag, ein gewisses Ansehen in den Augen ihrer Mutter zu bewahren. Denizas transnationale Mobilität ermöglichte es ihr, einer Stigmatisierung durch die Aufnahme der Sexarbeit innerhalb der Familie (zumindest teilweise) zu entgehen. Insofern war es nicht bloß Sexarbeit, sondern besonders *mobile* Sexarbeit, die es Deniza ermöglichte, verschiedene Subjektpositionen zu verkörperlichen (Mai 2018: 80ff). Andere Teilnehmerinnen hielten ihre Involvierung in Sexarbeit vor ihren Familien und sozialen Zusammenhängen in den Herkunftsgebieten komplett geheim und konnten sich somit vor ihnen als »im Westen« erfolgreiche Frauen positionieren, die durch Geldtransfers und Geschenke ihre sozialen Verpflichtungen »zu Hause« erfüllten. In den Gesprächen zeigte sich allerdings auch, dass sich die Teilnehmerinnen durch die in der Sexarbeit (im Gegensatz zu z.B. Pflege- oder Reinigungsarbeit) flexibleren Arbeitszeiten mitunter kleine, aber dennoch vorhandene Freiräume schafften, in

denen sie sich sich selbst widmen und ein Leben abseits von an sie als Mutter oder Tochter gerichteten Erwartungshaltungen führen konnten.

Auch für die kinderlosen Teilnehmerinnen standen ihre mobilen Orientierungen in Zusammenhang mit vergeschlechtlichten Subjektivierungsprozessen. So empfanden sie die in ihren Herkunftsländern bzw. -umfeldern hegemonialen Geschlechternormen als einschränkend. Dies beschrieb z.B. Irina, die sich Russland auch aufgrund der dort in ihrer Wahrnehmung vorherrschenden Diskriminierung von Frauen abgewandt hatte: »In Russia, as a woman you are expected to suffer, to give everything and yourself to men. There is little discourse that things could also be different.« Diesen Wahrnehmungen gegenüber imaginierten Irina und andere Teilnehmerinnen ›Westeuropa‹ bzw. Deutschland als Raum, in dem ein freie(re)s Leben als Frau möglich sei. Diese Wahrnehmungen lagen in ihren Erfahrungen mit Marginalisierung und Diskriminierung begründet, wobei der Umstand, dass sie sich ein anderes Leben als Frau vorstellen konnten, gleichzeitig verdeutlichte, dass auch in ›osteuropäischen‹ Ländern Raum für Imaginationen bzw. Orientierungen in Richtung anderer Formen weiblicher Subjektivitäten existierte.

Einerseits sollte also nicht übersehen werden, dass auch in ›osteuropäischen‹ Ländern Weiblichkeiten und damit assoziierte Rollenbilder Gegenstände von Verhandlungen sind (vgl. Funk/Mueller 2018) – wenngleich Konfliktlinien mitunter anders verlaufen als in deutschen oder ›westlichen‹ Diskursen. Andererseits gestaltete sich die Verfolgung und Erfüllung derartiger Orientierungen im ›Westen‹ für die Teilnehmerinnen nicht problemfrei. Und dass viele von ihnen die Verhandlungen unterschiedlicher Ansprüche, Beziehungen und der Einkommensgenerierung als Frage individueller Anstrengung begriffen, führte dazu, dass sie zugrundeliegende Ungleichverhältnisse letztendlich nur bedingt in Frage stellten.

Auf der Suche nach sexuellen Freiheiten

»Ich bin hier immer in den Clubs unterwegs, KitKat, Berghain, und arbeite auch mit Frauen, aber manchmal ist denen mein Schwanz zu groß«, erklärte mir Alex mit einem Augenzwinkern. »Lecken finde ich total super, will heute später noch einen Dreier haben. Magst du mitmachen? Hier, schau mal, ich hab wirklich einen großen Schwanz«, führte er aus und hielt mir sein Smartphone unter die Nase, das ein Foto von (s)einem Penis zeigte. All das passierte ungefähr fünf Minuten, nachdem wir uns in einem kleinen Park im Nollendorfkiez kennengelernt hatten, in dem Alex mit ein paar anderen jungen Männern, die wie er aus Rumänien nach Berlin gekommen waren, seine Zeit verbrachte. Es war Sommer 2018, ich war schon lange im Feld und hatte mich an derartige Gespräche gewöhnt. Ich konnte mir zwar ein Augenrollen nicht verkneifen, war aber zugleich fasziniert davon, dass unerwünschte Penisbilder es inzwischen aus dem digitalen in den nicht-digitalen Raum geschafft hatten.

Nachdem ich in meiner Antwort auf Alex' ›Angebot‹ etablieren konnte, dass ich nicht mit Alex ins Bett gehen würde, änderte sich unsere Gesprächsdynamik rasch. Es stellte sich heraus, dass Alex in vielerlei Hinsicht allein war: »Ich habe keine Freunde in Berlin, sind alle komisch hier, Freundin hab ich auch keine, dafür hab ich keine Zeit. [...] Mit dem Geld ist es auch schwierig, früher hab ich geklaut, mach ich aber jetzt nicht mehr.« Alles in allem war Alex' Situation ein deutliches Beispiel dafür, wie Sexualität, in diesem Fall in

Form von expliziter sexualisierter Sprache und Bildern von Körperteilen, genutzt wird, um eine anderweitig eher macht- und erfolglose Position zu verbessern. In diesem Sinne hatten Alex' Aussagen weniger mit mir als mit ihm selbst zu tun, was mich schließlich zu der Frage führte, warum Alex und seine Kollegen sich (mir gegenüber) ausgerechnet über derart explizit sexuelle Inhalte zu profilieren versuchten. Schließlich handelte es sich bei diesen Interaktionen (soweit ich es beurteilen konnte) um durchaus ernst gemeinte Anmachversuche, da die jungen Männer auch Sex mit Frauen haben wollten. Unsere Gespräche ergaben allerdings, dass sie dabei nicht besonders erfolgreich zu sein schienen. So erzählte mir Radko auch nach einigen Monaten Bekanntschaft betrübt, dass das bei ihm mit dem Sex und den Partys nicht wirklich klappte: In die Clubs wurde er nicht hineingelassen und im Endeffekt bliebe ihm nur das Masturbieren in der Dusche.

Diese kurze Episode veranschaulicht, dass neben dem Streben nach finanziellem Erfolg und dessen Zurschaustellung durch teure Kleidungsstücke etc. auch »sexueller Erfolg« einen hohen Stellenwert für die jungen Männer hatte. Diese Bewertung entfaltete sich an den Schnittstellen zwischen anhaltenden Vorstellungen eines »männlichen« Sexualtriebs als Bestandteil hegemonialer Männlichkeitsvorstellungen und einer freizügig ausgelebten Sexualität als Ausdruck von Zugehörigkeiten zu einem liberalen, »modernen« (West-)»Europa« (vgl. Ammaturo 2016, Gressgård/Smoczy 2020: 25). Besonders deutlich wurden dabei diese Ambivalenzen in der Tatsache, dass die Männer zwar faktisch kein sexloses Leben führten, dieses aber vermehrt aus sexuellen Handlungen gegen Bezahlung mit anderen cis Männern bestand, obwohl sie sich selbst (mir gegenüber) als heterosexuell bezeichneten. Diese Praktiken und Selbstrepräsentationen der jungen Männer im Nollendorfkiez sind kein Sonder- oder Einzelfall im Feld der cis-männlichen Sexarbeit (vgl. Özbay 2017, Trofimov 2020), erinnerten sie doch an Özbays Analysen von sogenannten *rent boys* in Istanbul (Özbay 2017), für die mann-männliche Sexarbeit nicht (nur) ein Mittel zum Überleben darstellte, sondern eine Möglichkeit neoliberal geprägte Subjektivitäten und damit assoziierte heteronormative Lebensziele zu verfolgen (ebd.: 39). Dabei diente die (versuchte) Performanz von Hypermaskulinität der Konsolidierung ihrer heterosexuellen Orientierungen (ebd.: 59ff). In ihren Praktiken weichen die Männer im Nollendorfkiez aber die Kategorie der Heterosexualität auf (ebd.: 149f), da ihre homosexuellen Praktiken nicht ausschließlich in Opposition zu ihren Orientierungen gesetzt, sondern auch als Teil eines sexuellen Ausprobierens verstanden wurden. Diese Orientierungen sind dabei auch im Kontext der aufgeladenen politischen Debatten über Sexualität, sexuelle Freiheiten und Toleranz sexueller Vielfalt als Ausdruck (west-)»europäischer« Werte zu betrachten (vgl. Trofimov 2019, 2020), die sexuelle Freizügigkeit und sexuelles Ausprobieren als einen Ausdruck (west-)»europäischer« Zugehörigkeiten erscheinen lassen. Dass die Männer nach derartigen sexuellen Freizügigkeiten strebten bzw. sie z.T. praktizierten, in ihren Selbstbeschreibungen aber auch auf cisheteronormative Kategorien zurückgriffen, verdeutlicht, dass die Männer (und die anderen Teilnehmer*innen) als soziale Akteur*innen zu begreifen sind (Dilger 2003: 26), die nicht bloß den einen oder anderen Diskurs übernahmen, sondern sich aktiv zwischen ihnen bewegten. Dabei verhandelten sie ihre eigenen Subjektivitäten entlang von, aber auch über Ost-West-Dichotomien hinweg, wobei auch hier räumlich-geographische Mobilitäten es je nach Kontext erlaubten, verschiedene Subjektpositionen und sexuelle Moralvorstellungen zu vertreten.

Dies traf im Grunde ebenso auf die cis Frauen unter den Teilnehmer*innen zu, deren Verhandlung sexueller Subjektivitäten aufgrund ihrer engen Verbindung mit Geschlechterkategorien jedoch auf anderen Bahnen verliefen. So war für die meisten von ihnen eine ›freie‹, d.h. nicht ausschließlich an Vorstellungen romantischer oder reproduktiver sexueller Beziehungen geknüpfte Sexualität ein Teil ihrer Orientierungen in Richtung ›moderner‹ Subjektivitäten. Damit stießen sie allerdings bereits in ihren Herkunftsumfeldern stärker als die jungen Männer an die Grenzen von Geschlechternormen und erfuhren – wie z.B. Ewa es beschrieb – soziale Abwertung als »Schlampen« o.Ä. Durch spärlich vorhandene (oder nicht berücksichtigte) sexuelle Aufklärung führten unverbindliche sexuelle Kontakte für manche von ihnen zudem zu ungeplanten Schwangerschaften, was eine weitere Dimension moralischer Konflikte eröffnete. So führte das Austragen der Schwangerschaft zu den oben geschilderten Problemen der Vereinbarkeit verschiedener Rollen und der Finanzierung des Lebensunterhalts. Schwangerschaftsabbrüche waren aufgrund von z.T. mangelnder Verfügbarkeit und ihrer Durchführung in legalen Graubereichen mit gesundheitlichen Risiken verbunden und für einige Teilnehmerinnen aufgrund ihrer (christlich geprägten) Moralvorstellungen ausgeschlossen.

Diesen Erfahrungen gegenüber imaginierten die Teilnehmerinnen Deutschland als Raum, in dem sie der Abwertung ihrer sexuellen Subjektivitäten entkommen konnten, machten allerdings die Erfahrung, dass ihnen ihre sexuelle Selbstbestimmung als ›osteuropäische‹ Frauen erneut abgesprochen wurde und/oder sie als solche sexualisiert wurden (vgl. Kapitel 5). Wie die Teilnehmerinnen in diesem Zusammenhang ihre sexuellen Subjektivitäten zwischen verschiedenen Sexualitäts- und Moralverständnissen und der Sexarbeit erlebten und verhandelten, wird in Kapitel 6 detailliert besprochen. An dieser Stelle ist vorerst darauf hinzuweisen, dass Sexarbeit nicht außerhalb, sondern in Verbindung mit derartigen Subjektivierungsprozessen verortet wurde. So erzählten manche Teilnehmerinnen, dass die bereits erfahrene Abwertung als sexuell freizügige Frau und die eigene Orientierung zu unverbindlichem Sex als Form von Vergnügung und Ausdruck sexueller Subjektivitäten die Sexarbeit als nicht abwegige Form der Einkommensgenerierung erscheinen ließen. So war auch für die Männer im Nollendorfkiez die Inanspruchnahme von Sexarbeit mit ihren (angestrebten) sexuellen Subjektivitäten verbunden. Radko erwähnte z.B., dass »manche Jungs« im Nollendorfkiez in Ermangelung anderer Möglichkeiten Frauen für heterosexuelle Kontakte bezahlten oder ihnen Geld dafür anboten – was einer seiner Kollegen auch mir gegenüber mehrmals tat.

Leben abseits der Cisheteronormativität

Während sich die Ausführungen in diesem Abschnitt bisher mit Frauen und Männern beschäftigten, die sich selbst cisheterobinären Normen (mehr oder weniger) anpassen konnten, war die Verwirklichung geschlechtlicher und sexueller Subjektivitäten für diejenigen Teilnehmer*innen, die sich abseits dieser Normen bewegten, mit weiteren Spannungen aufgeladen (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020, Ammaturo 2016, Baer 2020, Gressgård/Smoczy 2020). So war die Migration nach Deutschland für trans Frauen wie Sophia durchaus eine Frage des Überlebens, da sie und ihre trans Kolleginnen aus dem Kurfürstenkiez von weitreichenden Erfahrungen mit physischer Gewalt in ihren Herkunftsländern berichteten. »In Bulgarien muss ich mit Mütze rumlaufen«, erzählte

Sophia und zeigte auf ihre langen Haare, die sie dort nicht offen tragen konnte, »da kann ich nicht weiblich rumlaufen. Die Bulgaren und Südländer sind so, da hab ich mich irgendwann entschieden, weg aus dem Land und meine erste Station war Österreich, dann bin ich nach Deutschland gekommen.« Beziehungen zu Bulgarien hatte sie inzwischen keine mehr, denn ihre Mutter war verstorben und der Rest der Familie hatte den Kontakt zu ihr abgebrochen.

In Sophias Erzählung spiegelt sich die Ablehnung einer als einschränkend wahrgenommenen ›südosteuropäischen‹ Gesellschaft zugunsten einer Hoffnung auf ein selbstbestimmteres Leben im ›Westen‹ bzw. Deutschland wider. Diese Hoffnungen erfüllten sich in Berlin jedoch nur teilweise: So bewegte sich Sophia als trans Frau in Berlin ›freier‹ als es ihr in Bulgarien möglich gewesen war und hatte inzwischen eine romantische Beziehung (mit einem cis Mann) und ein soziales Netzwerk gefunden. Gleichzeitig erzählte sie, dass sie während ihrer Arbeit auf dem Straßenstrich im Kurfürstendenz physischer und verbaler Gewalt ausgesetzt war und sich inzwischen beruflich umorientieren wollte, dabei aber auf verschiedene Ausschlüsse stieß, die ihr dies erschwerten. Einige ihrer Kolleginnen hatten zudem die Erfahrung gemacht, dass sie in Berlin trotz seiner sexuellen Liberalität vornehmlich Diskriminierung und Exotisierung als (nicht an ›westeuropäische‹ Vorstellungen von Trans-Sein und Geschlechternonkonformität angepasste) trans Frauen erfuhren und (deswegen) Vorstellungen von Partner*innenschaft, Beziehungen und Intimität kaum verwirklichen konnten. Dennoch war gerade Berlin der Ort, an dem sie – und auch die anderen Teilnehmer*innen – ihre Hoffnungen auf ein ›gutes Leben‹ in ›Europa‹ verortet hatten bzw. auch weiterhin verorteten.

4.3 ›Europäische‹ Orientierungen und ihre geographischen Verortungen

»Junge Leute in Bulgarien gehen nur auf der Straße auf und ab, sie spazieren nur« – Radko benutzte diese Formulierung häufig, wenn wir über das Leben in Bulgarien sprachen. Die einfache, konkret bildliche Formulierung war dem Umstand geschuldet, dass er im Erlernen der deutschen Sprache begriffen war und ihm die Worte für das fehlten, was er ausdrücken wollte. Denn wie sich im Laufe unserer Gespräche herausstellte, benutzte er diese Formulierung, um auf die prekären Lebenslagen von jungen Menschen aufmerksam zu machen, die wie er von sozioökonomischer Marginalisierung betroffen waren. Soließ sich die Erwähnung des Auf-und-ab-Gehens, des Wartens und Verweilens als beinahe ethnographische Beschreibung einiger Effekte von Arbeits- und Perspektivlosigkeit junger Menschen interpretieren, wie sie bereits in verschiedenen regionalen Kontexten dokumentiert wurden (Eisenstein 2021: 495). Zugleich drückt diese Beschreibung Radkos Wahrnehmung seines Umfelds in Bulgarien aus, nämlich als ein Raum, in dem Menschen zwar in Bewegung waren, aber nicht von der Stelle kamen.

Schon dieser Auffassung ist eine Wertung inhärent, denn es ist keineswegs selbstverständlich, dass Stillstand oder ein zielloses Spazieren negativ konnotiert sind. Vielmehr drückt sich in dieser Abwertung der Stellenwert von (räumlich-geographischer und damit assoziierter sozialer) Mobilität in neoliberalen Imaginationen eines ›guten Lebens‹ und globalisierten sowie auch (west-)›europäischen‹ Vorstellungen von ›Moderne‹ aus (Parvulescu 2014: 4). Schließlich handelte es sich bei Mobilität um einen der Grundpfei-

ler der EU, der ihren Bürger*innen im Rahmen der Freizügigkeitsrechte als Grundrecht zuerkannt wird (ebd. 2). In der Bewertung dieser Rechte sind allerdings unterschiedliche Chronologien und Relationen bestimmter Länder und Regionen zur Idee einer ›europäischen Einigkeit‹ bzw. der EU als Institution zu bedenken. Während die Bundesrepublik Deutschland als Gründungsmitglied der EU bzw. ihrer Vorgängerorganisationen bereits seit mehreren Jahrzehnten Zugang zu diesen Rechten hat und ihre Ausformulierung mitgestaltet, können Länder wie Bulgarien, Polen oder Rumänien erst seit den 2000er Jahren daran teilhaben. Radko und andere Forschungsteilnehmer*innen waren zwar zu jung, um sich an eine Zeit vor dem EU-Beitritt ihrer Herkunftsländer erinnern zu können, doch erwähnten manche durch Eltern und ältere Familienangehörige vermittelte Erinnerungen an Zeiten, in denen derartige räumlich-geographische Mobilitäten über die Landesgrenzen hinaus in Richtung ›Westeuropa‹ für viele Menschen unerreichbar erschienen.³ So ist an dieser Stelle auch eine Differenzierung von Mais Analyse (West-)›Europas‹ als »idealized space for subjectification« (Mai 2018: 72) notwendig, da ein solcher Raum nicht überall gleichermaßen im geographischen (West-)›Europa‹, sondern in Reproduktion und Herausforderung hegemonialer Ost-West-Dichotomien und assoziierten Auf- und Abwertungen bestimmter Nationalstaaten unterschiedlich verortet wurde.

Nationale (Wert-)Ordnungen und Komplexitäten europäischer Ost-West-Dichotomien

Die Ideen mancher Teilnehmer*innen vom ›guten Leben‹ lagen also bei Weitem nicht nur im ›Westen‹ bzw. in Deutschland oder gar Berlin verortet. Vielmehr orientierten sich Teilnehmer*innen wie Ildiko oder Deniza in Richtung eines ›guten Lebens‹ in ihren Herkunftsorten oder -regionen. Für die beiden Frauen stand dies in engem Zusammenhang mit ihren dort lebenden Kindern. Zum Zeitpunkt unserer Gespräche wollten sie diese nicht nach Deutschland holen oder mit ihnen in einem anderen Land leben, sondern orientierten sich gezielt danach, für sich selbst und ihre Kinder ein besseres Leben in Ungarn bzw. Bulgarien aufzubauen. Dabei erwies sich (Arbeits-)Migration auf den ersten Blick als Mittel zum Zweck. Durch Arbeit ›im Westen‹ den gewünschten Lebensstandard zu erreichen, war aber auch Teil der Imagination eines erfolgreichen Subjekts – was jedoch nicht mit einer idealistischen Überhöhung ›Westeuropas‹ gegenüber den Herkunftsregionen einherging. Besonders deutlich wurden diese Ambivalenzen in den Aussagen von Anna, einer jungen Frau aus Polen, die zum Arbeiten in einem Bordell nach Berlin kam, ihren Lebensmittelpunkt aber weiterhin in Polen sah. Auf meine Frage, was ihr in Berlin gefiel, entgegnete sie: »Dass hier das Essenbestellen schneller geht als in Polen. Sonst nichts. Ich hasse die Deutschen.« Sie fuhr damit fort, die deutsche Politik, v.a. den Umgang mit Geflüchteten zu kritisieren. Im weiteren Verlauf unseres Gesprächs zeigte sich aber, dass sie dem zeitweisen Leben in Berlin doch mehr abgewinnen konnte – z.B. das Partyleben oder die weitreichende Verfügbarkeit diverser (Luxus-)Güter. Und

3 Dabei ist zu erwähnen, dass bis zum Fall des Eisernen Vorhangs (und im Fall der europäischen Nicht-EU-Länder im Osten des Kontinents mitunter bis heute) diese räumlich-geographischen Mobilitäten in beide Richtungen (und weitere) erschwert waren bzw. sind.

schließlich war auch für sie die Teilhabe an europäischen Mobilitäten Teil ihrer Selbstrepräsentation, die ihr (in ihrer Auffassung) in ihrem sozialen Umfeld in Polen Prestige einbrachte.

Annas Erzählungen verweisen zudem darauf, dass gerade Deutschland eine Schlüsselposition in den Verhandlungen von Subjektivitäten und damit verbundenen Wertigkeiten zukam – wobei die Zentralität Deutschlands in den Narrativen der Teilnehmer*innen auch damit in Verbindung gesetzt werden muss, dass diese Forschung in Deutschland durchgeführt wurde. So konzentrierten sich die mobilen Orientierungen einiger Teilnehmer*innen auf Berlin (s.u.) während sich andere zwischen verschiedenen (west- und ost-)»europäischen« Ländern hin- und herbewegten. Manche, wie Radko, wollten allerdings dezidiert in Deutschland leben. Für Radko lag dies in der Vorstellung begründet, dass er in Deutschland »mehr Geld« machen könne, worin sich die bereits seit mehreren Jahrzehnten ökonomisch dominante Rolle Deutschlands in Europa ausdrückt. So lässt sich seine Migration aus einer ökonomisch fokussierten Perspektive dadurch erklären, dass er sich auf der Suche nach besseren Einkommensmöglichkeiten einen ökonomisch besonders gut gestellten Staat aussuchte – oder zumindest einen mit entsprechendem Ruf. Das war jedoch nicht der einzige Grund für Radko, nach Deutschland zu kommen. Schließlich wollte er auch am gesellschaftlichen Leben teilhaben und erwähnte z.B. einmal, unbedingt eine »deutsche« Frau heiraten zu wollen. Eine andere Teilnehmerin sagte, es sei immer ihr »Traum« gewesen, in Deutschland zu leben. Die Genese derartiger Assoziationen ist ein komplexer und historisch gewachsener Prozess, in dem diverse historische (z.T. auch als kolonial zu bezeichnende) Verhältnisse (vgl. Abschnitte 1.1 bis 1.3), Erfahrungen anderer Migrant*innen in den sozialen Netzwerken der Teilnehmer*innen sowie deutsche Außen- und Europapolitik zusammenspielen. Diese von einigen Teilnehmer*innen vertretenen idealistischen Vorstellungen von Deutschland standen zugleich im Kontrast zu hegemonialen Konstruktionen einer deutschen Identität *innerhalb* Deutschlands, die auf einem engen Konzept einer weißen deutschen Nation aufbauen und somit den Teilnehmer*innen die Zugehörigkeit verwehrten.

Während die Teilnehmer*innen in ihrem Berliner Alltag zwar regelmäßig mit den damit zusammenhängenden Ausgrenzungserfahrungen konfrontiert wurden (vgl. Kapitel 5 und 7), fungierte dieses idealisierte Deutschland (bzw. konkret Berlin) in ihren Orientierungen vornehmlich als Kontrapunkt zu den als negativ erfahrenen gesellschaftlichen Zuständen in den Herkunftsregionen. Dies äußerte sich z.B. in folgender Aussage Monikas:

»In Hungary it is very difficult. I wanted to dance, and there are not so many possibilities in Hungary. And my family... I still do not have a good relationship with them, so I was not happy there, they never supported me. And Hungary is very dark place, it is just really depressive, it is really not nice. Even now, if I go there, after two days, I have this pressure on my chest and I cannot really breathe there. It's super homophobic and I was raised catholic and to be straight and all of those things, but I never was. I was so open minded and so different from there, and it is not a good environment for people like this. I heard good things about Berlin, mostly through the dance scene, because then I wanted to dance, so I came to dance and I have a different life.«

Dieses »andere Leben« in Berlin war für Monika auch nicht frei von Problemen, wie ihre eingangs zitierte Empörung über die Unmöglichkeiten des Kunstschaffens im Kontext kapitalistischer Arbeitsverhältnisse verdeutlicht. Ihre Beschreibung Ungarns zeigt allerdings, dass v.a. hegemoniale soziokulturelle Strukturen für sie einschränkend waren, wie die soziale Akzeptanz einer Diskriminierung und Ausgrenzung von LGBTQ-Personen und die Dominanz christlich-katholischer Wertvorstellungen. Für sie und einige andere Teilnehmer*innen war es weniger ein bestimmtes Ziel, das ihre mobilen Orientierungen inspirierte, sondern das Erleben soziokultureller Realitäten, in die sie nicht hineinzupassen und in denen ihre Vorstellungen des ›guten Lebens‹ nicht verwirklichter schienen. Die europäischen Dichotomien zwischen ›Ost‹ und ›West‹ und darin verhandelte Nationalismen im Zusammenhang mit der Positionierung bestimmter Nationalstaaten in Europa, z.B. von Deutschland und anderen ›westeuropäischen‹ Ländern als ›Verteidiger‹ freiheitlicher Werte in Opposition zu Ungarn oder Polen als ›Bewahrer‹ der ›christlichen Traditionen Europas‹, bilden dabei den Hintergrund dieser Realitäten sowie Anhaltspunkte für mobile Orientierungen. Die Teilnehmer*innen übernahmen diese Dichotomien allerdings nicht nur, sondern verhandelten ihre Positionierungen darin und darüber hinaus auch durch ihre Migrationsbewegungen. So orientierten sie sich nicht ausschließlich hin zu (National-)Staaten, sondern besonders zu urbanen Räumen, wodurch andere Verortungen eines freizügigen oder ›modernen‹ (west-)europäischen Lebens sichtbar wurden.

Die doppelte Urbanisierung Europas

Mit der zunehmenden Urbanisierung Europas im Sinne einer Zuwanderung von ländlichen in urbane Gebiete ging eine ›Urbanisierung‹ der Vorstellungen einer (west-)europäischen (Post-)›Moderne‹ und entsprechender Zugehörigkeiten einher (vgl. Fauser 2019). In Anbetracht einer außerhalb Europas deutlich stärkeren Urbanisierung ist zu bedenken, dass es sich bei ideellen Verknüpfungen von urbanen Räumen mit Vorstellungen von ›Moderne‹ nicht um ein auf Europa beschränktes Phänomen handelt. Jedoch entfaltet sich dieser Prozess an den Schnittstellen globalisierter sowie lokaler Verhandlungen urbaner ›Modernen‹. Insofern werden auch in den hier beschriebenen Prozessen spezifische Relationen verschiedener Räume (und der sich in ihnen bewegenden Personen) zu Ideen von ›Europa‹ mitverhandelt.

So waren es aus mehreren Gründen (west-)europäische *Städte*, die Anziehungspunkte für die Teilnehmer*innen darstellten und nicht etwa brandenburgische Dörfer. Einerseits boten aus sozioökonomischer Perspektive Städte mehr Lohnarbeitsmöglichkeiten. Da die meisten Teilnehmer*innen mit der Absicht nach Deutschland bzw. Berlin kamen, hier in der Sexarbeit tätig zu sein, ergab sich die Bedeutung urbaner Räume zudem daraus, dass in ihnen aufgrund der Verhäuslichung und Digitalisierung der Sexindustrie (vgl. Abschnitt 3.3) sowie weitreichender Anonymität eine Vermeidung sozialer Ächtung (eher) möglich war. Es waren gerade ihnen zunächst fremde Städte, die es ermöglichten, einer stigmatisierten Tätigkeit (in den meisten Fällen) fernab öffentlicher Räume nachzugehen und gleichzeitig ein – in den Worten auffallend vieler Teilnehmer*innen – »normales« Leben zu führen (eine Wortwahl, in der sich eine Internalisierung der Be- bzw. Abwertung von Sexarbeit ausdrückte).

Auch abseits der Fragen der Einkommensgenerierung war es der urbane Raum, der eine Verfolgung dargestellter Orientierungen in Richtung individueller Freiheiten und Selbstverwirklichung ermöglichte bzw. erleichterte. Die verdichteten Vielfältigkeiten urbaner Räume erlaubten ein Ausprobieren und Ausdrücken verschiedener vergeschlechtlichter Subjektivitäten abseits von, wie z.B. in Radkos Fall, Bewertung des persönlichen Lebenswandels durch seine Familie. Deutlich wurde dies zudem besonders in Fragen sexueller Freizügigkeiten, die in urbanen Räumen anders ausgelebt werden können als in ländlichen oder suburbanen Gemeinschaften. So waren z.B. One-Night-Stands und unverbindliche sexuelle Kontakte mit verschiedenen Personen (insbesondere, aber nicht nur, abseits der cisheterosexuellen Norm) in kleineren Gemeinschaften eher mit dem Potenzial verbunden, früher oder später bekannt und moralischen Bewertungen ausgesetzt zu werden. In der Stadt hingegen bestand die Möglichkeit für z.B. Alex und seine Kollegen, in Anonymität zumindest danach zu streben, ohne sich vor Personen verantworten zu müssen, die ihre Bewertung von unverbindlichem Sex nicht teilten. Sex ist dabei nur ein plakatives Beispiel von vielen, andere sind das Überkommen als einschränkend empfundener Geschlechterrollen und die Vermeidung einer möglichen Abwertung eines als zu ›hedonistisch‹ und/oder zu konsumorientiert beurteilten Lebenswandels. Die Stadt als Ort der Verwirklichung (west-)›europäischer‹ Ideen von Freiheit veranschaulicht allerdings auch, dass es sich dabei um neoliberale Vorstellungen handelt, die Freiheit v.a. als individuelle Freiheit von soziokulturellen Einschränkungen verstehen und weniger als Verwirklichung von Freiheiten *innerhalb* verschiedener soziokultureller Gefüge.

Gleichzeitig versprachen Städte auch Möglichkeiten, neue bzw. andere soziale Netzwerke und Gemeinschaften zu finden, basierend auf geteilten Identitäten, Werten und Zugehörigkeiten. Für Teilnehmer*innen wie Monika oder Sophia, die sich nicht nur von ihren Herkunftsregionen, sondern auch von ihren dortigen, als einschränkend empfundenen cisheteronormativen sozialen Netzwerken entfernt hatten, boten Städte – und insbesondere Berlin als Anziehungspunkt vieler, die ähnliche Orientierungen wie sie verfolgten (s.u.) – die Möglichkeit, soziale Netzwerke, Beziehungen und queere Familienzusammenhänge basierend auf geteilten Erfahrungen und Werten aufzubauen. Unter den Teilnehmer*innen waren jedoch nicht nur positive Erfahrungen des urbanen Lebens verbreitet, da selbiges auch als *zu* anonym, hektisch oder in seiner Vielfältigkeit unangenehm wahrgenommen wurde, was teilweise zu einer Überforderung mit der aktuellen Lebenssituation führte. Die Imagination eines ›guten Lebens‹ in der Herkunftsregion kann dementsprechend auch als Reorientierung aufgrund ambivalenter Erfahrungen mit einem ›modernen‹ urbanen Leben im Zuge der Umsetzung mobiler Orientierungen verstanden werden (Svašek 2010: 877), da Teilnehmer*innen während ihres Aufenthalts in Berlin auch immer wieder mit einer Infragestellung ihrer Zugehörigkeiten konfrontiert wurden.

Im Kontext der Urbanisierung Europas ist zuletzt noch darauf hinzuweisen, dass dabei nicht alle europäischen Städte den gleichen Stellenwert innehatten und es für die Teilnehmer*innen insbesondere *west-›europäische‹* Städte waren, die mit Vorstellungen eines ›modernen‹ urbanen Lebens assoziiert wurden. Während in der internationalisierten (west-)›europäischen‹ Mittelklasse inzwischen auch Städte wie Warschau, Prag oder Kyiv als ›neue‹ Zentren europäischer Kultur(en) gehandelt werden, orientierten sich die

Teilnehmer*innen in Richtung Berlin oder anderer ›westeuropäischer‹ urbaner Zentren wie London oder Wien. Deutlich werden darin die Relationalitäten der Aushandlungen ›europäischer‹ Identitäten und Orientierungen. So zeigt sich, dass das mit innereuropäischen Mobilitäten assoziierte soziale Prestige v.a. aus transnationaler Migration und der Erschließung ›anderer‹ Räume entspringt, die weiterhin anhand von Ost-West-Dichotomien kodifiziert werden. Anders formuliert: Nach Sofia zu gehen war für Radko mit weniger sozialem Ansehen verbunden als die Migration nach Berlin. Gleichzeitig sind dabei sozioökonomische Verhältnisse zu bedenken, da Städte wie Warschau sich in den Jahrzehnten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zwar in Anziehungs- und Knotenpunkte für internationale Unternehmen gewandelt, im Zuge der Übernahme neoliberaler Verwaltungspolitiken aber auch eine Erhöhung der Lebenshaltungskosten erfahren haben (vgl. Węclawowicz 2016). Dadurch waren die (Haupt-)Städte ihrer Herkunftsländer für die ökonomisch prekarierten Teilnehmer*innen gerade im Kontext schlecht bezahlter Arbeit schwierig bis nicht leistbar geworden, was andere Orientierungen notwendig machte. In diesem Zusammenspiel von sozioökonomischen Strukturen und Prozessen, Verhandlungen europäischer Identitäten, Zugehörigkeiten und damit assoziierten Wertvorstellungen erwies sich schließlich Berlin als Ort, an dem für die Teilnehmer*innen verschiedene Pfade zusammenführten.

Berlin als Knotenpunkt europäischer Orientierungen

Als Stadt, durch die die ehemaligen Grenzen zwischen dem sozialistischen Osten und dem kapitalistischen Westen Europas wortwörtlich und materiell greifbar gezogen wurden, nimmt Berlin in diesem Gefüge geographischer Verortungen ›europäischer‹ Orientierungen eine spezifische Stellung ein. Die Imaginationen rund um das wiedervereinte Berlin als subversiver Raum unbegrenzter Möglichkeiten verleiten allerdings dazu, diese vorschnell und primär als Erklärung für die Bedeutung der Stadt im Kontext der mobilen Orientierungen heranzuziehen. Der Ruf Berlins als Ort für Freigeister und all diejenigen, die anderswo keinen Platz finden, war zwar durchaus ein Grund vieler Teilnehmer*innen, sich nach Berlin zu orientieren – aber nicht der einzige.

Für einige Forschungsteilnehmer*innen gab es einen wesentlich simpleren, pragmatischen Grund, der für eine Orientierung in Richtung Berlin sprach: die geographische Nähe zu den Orten, Regionen oder Ländern, in denen sie aufgewachsen waren und in denen Teile ihrer Familien und anderer sozialer Netzwerke lebten. Dies traf besonders auf Teilnehmerinnen aus Polen zu, die im Grenzgebiet zu Deutschland aufgewachsen waren und für die Berlin dementsprechend (im Gegensatz zum weiter entfernten Warschau) die nächstgelegene Metropole war. So machten die Orientierungen der Teilnehmer*innen Alternativen zu den üblicherweise entlang nationalstaatlicher Grenzen verlaufenden Geographien Europas sichtbar, die auf die zunehmende Transnationalität des Kontinents im Kontext der Erweiterungen der EU und der Schengenzone verwiesen sowie auf Spuren historischer Verflechtungen, die sich trotz oder wegen Berlins Schlüsselposition zwischen Ost und West in der Stadt sammelten.

Die historisch-geographischen Verknüpfungen zwischen Berlin und verschiedenen ›osteuropäischen‹ Ländern führ(ten) dazu, dass die Teilnehmer*innen bei ihrer Ankunft (und darüber hinaus) auf Infrastrukturen und Netzwerke zurückgreifen konnten, die das

Ankommen und Verweilen in einer fremden Stadt vereinfachten. Dabei handelte es sich weniger um staatliche bzw. von der Berliner Verwaltung geschaffene Strukturen, obwohl zumindest gelegentlich mit der Bereitstellung von Übersetzungen und multilingualen Anweisungen in u.a. Polnisch und Russisch auf die hohe Zahl an Personen aus diesen Ländern reagiert wurde. Über weite Strecken handelte es sich stattdessen um Strukturen, die in den staatlich-institutionellen Imaginationen Berlins wenig Aufmerksamkeit erhalten. So existieren in der Stadt mehrere russische, polnische, ungarische und bulgarische Supermärkte, Kirchengemeinden, Buchhandlungen und weitere Einrichtungen, um die herum sich diverse mehr oder weniger formelle Netzwerke anordnen. In digitalen Räumen gibt es zudem breite soziale Netzwerke, z.B. große Facebook-Gruppen für russisch- oder polnisch-sprachige Bewohner*innen Berlins, die als Anlaufstelle für Fragen oder zur Vermittlung von Wohnungen etc. dienen. Dass diesen Strukturen in hegemonialen deutschen Imaginationen Berlins keine bedeutende Rolle spielen, ist mitunter durch deutsche Identitäts- und Nationsfindungsprozesse bedingt, die dazu beigetragen haben, dass die u.a. polnischen und russischen Geschichten sowie die ›slawischen Ursprünge‹ Berlins (mitunter gewaltsam) aus der gesellschaftlichen Wahrnehmung verschwunden sind. Ebenso haben die Wiedervereinigungsprozesse der 1990er Jahre dazu geführt, dass die Verflechtungen der DDR und besonders Ostberlins mit den ehemals sozialistischen Ländern im Osten Europas keinen zentralen Platz in den hegemonialen gesellschaftlichen Debatten über das ehemalige Ostberlin einnehmen. Dennoch existieren das russische, polnische, bulgarische oder ungarische Berlin weiterhin (Jockenhövel-Schiecke 2017: 58ff).

Schließlich war es auch die zum Zeitpunkt der Forschung schwindende, aber noch vorhandene Leistbarkeit der Stadt, die Berlin insbesondere für sozioökonomisch marginalisierte Personen im Vergleich zu anderen ›westeuropäischen‹ Metropolen wie London oder Paris zur besseren bzw. besten Wahl der geographischen Verortung ihrer mobilen Orientierungen werden ließ. Wie sich diese verschiedenen Faktoren verbanden und dementsprechend Berlin zu einem Ort machten, der zugleich Ziel- und Ausgangspunkt für das Verfolgen mobiler Orientierungen darstellte, zeigte sich u.a. in Monikas Einschätzung Berlins im Hinblick auf die Frage, ob sie sich auch ein Leben in anderen Städten vorstellen könnte:

»I want to see a lot of cities, but honestly I do not think that I can move out from this place. It has been 10 years here, you know. I think this city perverts you in a way that you get used to this lifestyle – it is getting more difficult, but in Berlin you can still not work so much, you somehow survive and float. And I know so many people now, I have a very good network here, so if I want to make my art, I always know who to go to and who to ask and I always find actors for my stuff super easy. And people do not mind if it is not for money, if it is just like a day or really interesting [...] I mean, would be good if I could go out for like a few months, go to another place where there is a bit more sun, and then come back, but I am so busy, there is always something to do, so it is difficult to leave.«

Während Monika durchaus daran interessiert war, auch andere Orte kennenzulernen, ermöglichte die (schwieriger werdende, aber noch vorhandene) Leistbarkeit der Stadt nicht nur ein Leben, das die Umsetzung ihrer kreativen Ideen eröffnete. Die sozioökono-

mischen Rahmenbedingungen in Kombination mit der Imagination Berlins als Ort für all diejenigen, die sich nicht hegemonialen Kategorien von (geschlechtlicher, soziokultureller oder moralischer) ›Normalität‹ unterordnen konnten oder wollten, führte zudem dazu, dass sie sich in der Stadt ein Netzwerk von ›Gleichgesinnten‹ aufbauen konnte, das die Etablierung diverser sozialer Beziehungen, ein Gefühl von Zugehörigkeit – und wie in Monikas Fall kollaboratives Kunstschaffen – möglich machte. Dabei wird in Monikas Einschätzung gleichermaßen deutlich, dass die soziokulturellen Dynamiken der Stadt nicht nur positive Effekte haben. Einerseits ging das Leben in Berlin mit gewissen Verlusten einher: Monika fehlte besonders im endlos erscheinenden Berliner Winter der Sonnenschein, Sophia und ihre Kolleginnen vermissten den »bulgarischen Käse« und viele Teilnehmer*innen haderten mit der Aufrechterhaltung transnationaler und geographisch getrennter sozialer Beziehungen. Andererseits erfüllte das Leben in Berlin auch nicht die Vorstellungen einer kontinuierlichen (sozialen wie räumlich-geographischen) Mobilität. Für Monika war es inzwischen schwierig, die Stadt zu verlassen, da sie andernorts nicht über vergleichbare Netzwerke verfügte (bzw. ihre Berliner Netzwerke nicht aufgeben wollte) und sich in Berlin Lebensrealitäten und -standards geschaffen hatte, die ihr an anderen Orten nicht umsetzbar erschienen. Für manche Teilnehmer*innen zog sich der Aufenthalt in Berlin auch wesentlich länger hin als geplant. Nach einigen Wochen der Beobachtung im Nollendorfkiez fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass Radko und seine Kollegen dort auch nichts anderes taten als auf und ab zu gehen und auf bessere Möglichkeiten zu warten. So möchte ich zum Abschluss dieses Kapitels noch auf den Umstand eingehen, dass das Verfolgen mobiler Orientierungen für die Teilnehmer*innen zu einem Steckenbleiben führen konnte, das sie mitunter als Scheitern betrachteten, das aber auch als Teil einer auf Ausgrenzung basierenden neoliberalen ›Europäisierung‹ verstanden werden kann.

4.4 Die feine Linie zwischen Träumen und Albträumen: (k)ein Fehler im System?

Im Frühjahr 2018 stand ich vor einem Bahnhof im Regen und fragte mich, wie ich Ljudmila am besten finden konnte, schließlich hatten wir uns erst am Tag davor spontan über WhatsApp zu einem Gespräch verabredet. Kurz darauf sah ich eine Frau auf mich zukommen. Sie sprach mich auf Russisch an und fragte, wo wir uns hinsetzen könnten. Da ich die Gegend nicht gut kannte, fragte ich, ob sie ein Café empfehlen könne, worauf Ljudmila ein Stehcafé im Bahnhof nannte. Wir reihten uns dort in die Schlange ein. Ich bot Ljudmila an, ihr einen Kaffee auszugeben, aber sie bestand darauf, ihn selbst zu bestellen und zu bezahlen. Mit zwei großen Kaffeebechern ausgestattet stellten wir uns danach an einen der Stehtische und ich erklärte Ljudmila, worum es in dem Gespräch gehen sollte. Sie war mit allem außer der Aufnahme des Gesprächs einverstanden und noch bevor ich meinen Stift aus der Tasche holen und eine Frage stellen konnte, begann sie schon zu erzählen.

Ljudmila erklärte, dass sie eigentlich »*absolutno slučajno*« – rein zufällig – zur Sexarbeit gekommen sei. Sie erzählte mir von ihrem Leben in Russland in einer im Osten des Landes gelegenen Stadt, die sich also eigentlich gar nicht mehr im geographischen

Europa befand. Dort hatte sie ihre Familie, mit der es mal besser und mal schlechter lief, und einen Job, mit dem sie einigermaßen über die Runden kam. Zufrieden war sie mit ihrer Situation allerdings nicht. Das Klima tat ihr nicht gut, sie war oft krank und ihr Leben schien ihr perspektivlos. Insbesondere aber war Ljudmila einsam. Sie wollte eine Partnerschaft, Ehe und Familie, hatte aber Probleme, einen zu Partner finden, weil sie, wie sie sagte, »ein temperamentvoller Mensch« sei. Also versuchte sie ihr Glück im Internet. Dort lernte sie einen Mann kennen, der sie nach Berlin einlud. Sie war noch nie in Deutschland gewesen und wollte die Gelegenheit nutzen, etwas Neues zu sehen und sich neu zu orientieren. Reisen aus dem Osten Russlands nach Berlin sind allerdings nicht nur lang und teuer, sondern auch kompliziert, da russische Staatsbürger*innen ein Visum benötigen und dafür verschiedene Dokumente (Reisekrankenversicherung, Belege über ausreichende finanzielle Mittel, ggf. Hotelbuchungen etc.) vorlegen müssen. Dieser Prozess kann vereinfacht werden, indem eine Person in Deutschland eine Verpflichtungserklärung – auch Einladung genannt – verfasst und sich damit für die finanzielle Dimension des Aufenthalts der Person aus Russland verbürgt. Dass ihre Onlinebekanntschaft sie eingeladen hatte, bedeutete also nicht nur, dass er ihr einen Besuch angeboten, sondern auch diese Bürgschaft und sogar die Flugkosten übernommen hatte. Ljudmila kam das nur gelegen, da ihr Einkommen nicht ausreichte, um diese Kosten allein und auf einmal zu tragen.

Sie bekam ein Schengenvisum für einen kurzfristigen Aufenthalt und wollte etwa einen Monat in Berlin bleiben, um sich die Stadt anzusehen und herauszufinden, ob sich aus der Bekanntschaft mehr entwickeln könnte. Allerdings kam es anders als geplant: Als Ljudmila in Berlin ankam, landete sie in einer »kriminellen Struktur«, wie sie es formulierte, der sie nicht entfliehen konnte. Kurz nach ihrer Ankunft wurden ihr die Dokumente abgenommen und sie wurde zur Sexarbeit gezwungen. Sie sprach davon, in einer »russkaja zona« gelandet zu sein und dass sie nicht die einzige russische Frau war, die darin verschwand. Sie erzählte von Drogen und Gewalt, von »schlimmen Dingen« und dass sie dort niemals »eine normale Person« gesehen hatte.

Zum Zeitpunkt unseres Interviews war ihre Ankunft in Deutschland sechs Jahre her. Nach mehreren Jahren in dieser Zwangssituation hatte Ljudmila es mithilfe einer christlich-orthodoxen Kirchengemeinde aus ihrem ehemaligen Wohnort geschafft, sich aus diesen Strukturen zu befreien. Inzwischen war sie, wie sie mehrmals betonte, »sto procentov« – 100 Prozent – unabhängig und selbstständig. Wäre dem anders gewesen, hätte das Gespräch vermutlich auch nie stattgefunden, denn wie Ljudmila eindrücklich schilderte, wäre es unmöglich gewesen, als Frau in dieser Situation darüber zu sprechen. Sie hatte Glück gehabt, meinte sie. Ich empfand es an dieser Stelle als notwendig zu fragen, ob sie Unterstützung wolle und ob ich eventuell bei der Vermittlung selbiger helfen könne. Ljudmila verneinte, denn sie hatte einen Plan. Sie wollte in Deutschland bleiben und hatte dafür aufgrund einer (inzwischen geschiedenen Schein-)Ehe eine langfristige Aufenthaltserlaubnis. Allerdings waren ihre Arbeitsmöglichkeiten begrenzt, da sie in ihren Jahren der Ausbeutung davon abgehalten wurde, Deutsch zu lernen. Deswegen arbeitete sie weiterhin als Escort, wobei sie sich die Arbeit inzwischen selbst einteilen konnte. Ihre Freizeit nutzte sie dafür, Deutsch zu lernen und ihr Leben »zu stabilisieren« – um schließlich dem Unterfangen, einen Partner zu finden, noch eine Chance zu geben. Wir blieben nach dem Gespräch lose in Kontakt, da sie mich gelegentlich nach Tipps und

Hinweisen fragte, wo sie in Berlin z.B. russische Bücher ausleihen konnte. Eine Beratungsstelle konsultiert oder ihre Ausbeuter angezeigt hat sie meines Wissens jedoch bis heute nicht.

In vielerlei Hinsicht entsprechen Ljudmilas Erfahrungen den Narrativen wie auch rechtlichen Definitionen von Menschenhandel (vgl. Abschnitt 1.2). Sie wurde getäuscht, gegen ihren Willen zur Sexarbeit gezwungen, von der Außenwelt abgeschnitten, ausgebeutet und missbraucht. Dass sie aus Angst vor ihren Ausbeutern ihren Missbrauch nie zur Anzeige gebracht hatte, bestätigt zudem die Existenz einer Dunkelziffer⁴ von in Deutschland polizeilich nicht registrierten Menschenhandelsfällen. Zwar war sie nicht die einzige Forschungsteilnehmerin, die Zwangs- und/oder Gewaltsituationen und Ausbeutung beschrieb (s.u.), doch unterschied sich ihre Geschichte von anderen darin, dass sie ihre Erfahrungen selbst auch klar als Ausbeutung und Missbrauch benannte. Denn wie zahlreiche Studien zu Menschenhandel zeigen (vgl. Andrijasevic 2010, Bloch 2003, Katona 2017, Kempadoo/Sanghera/Pattanaik 2012, Mai 2018, Vocks/Nijboer 2000), entstehen Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse zwischen sexarbeitenden Personen und an ihrer Arbeit verdienenden Drittpersonen häufig in einem komplexen Gefüge emotionaler Beziehungen und Absprachen. Dabei wird die Ausbeutung (im Sinne eines Zuverdienstes durch die Arbeit anderer unter Ausnutzung von Prekaritäten und Abhängigkeitsverhältnissen) mitunter von den betroffenen Personen nicht als solche angesehen oder als Teil eines lose vereinbarten Verhältnisses geduldet (Mai 2018: 124ff). Dies war in Ljudmilas Darstellung ihrer Erlebnisse nicht der Fall. Insofern steht ihre Geschichte an dieser Stelle nicht nur als Beispiel dafür, dass Ausbeutung Teil der Lebensrealitäten einiger Teilnehmer*innen war, sondern auch dafür, dass die (zurecht) für ihre moral- und migrationspolitische Instrumentalisierung kritisierten Menschenhandelsnarrative (vgl. Bernstein 2010, Dittmore 2012, Doezeema 1999, Sanghera 2012, Weitzer 2005b) nicht gänzlich jeglicher realen Entsprechung entbehren.

Gleichzeitig verdeutlicht Ljudmilas Erzählung die Notwendigkeit, auch unter Anerkennung von Menschenhandel und Ausbeutung als reales Problem in der Sexindustrie kritisch mit den zugehörigen Narrativen umzugehen. Denn ihre Geschichte forderte diese Narrative hinsichtlich der ihnen inhärenten Darstellung von Betroffenen als *passive* Opfer heraus. Ljudmila sah sich zwar durchaus als Opfer, doch stellte sie sich gleichzeitig als aktive und das Geschehen um sie reflektierende Akteurin dar, die nach Auswegen suchen und diese auch finden konnte. Damit zeigt ihre (Selbst-)Darstellung, dass Ausbeutung und *agency* keine einander ausschließenden Faktoren sind (vgl. Andrijasevic 2010, Mai 2018).

Die Berücksichtigung dieser beiden Facetten und ihrer Wechselwirkungen lässt die vielschichtigen strukturellen Ursachen für die Entstehung von Ausbeutungspotenzialen erkennen. Denn Ljudmilas Geschichte ist ein anschauliches Beispiel für die Effekte rigider Migrationspolitiken, die das Verfolgen mobiler Orientierungen gerade für dieje-

4 Diese lässt sich auch anhand der vorliegenden Forschung nicht näher bestimmen. Zwar war Ljudmila die einzige Teilnehmerin, die explizit von ihrer Betroffenheit von Menschenhandel berichtete, doch ist davon auszugehen, dass Personen, die sich zum Zeitpunkt der Forschung in einer vergleichbaren Ausbeutungs- und Zwangssituation befanden, ohnehin nicht an dem Forschungsprojekt hätten teilnehmen können.

nigen ohne EU-Staatsbürgerschaft in Deutschland bzw. Europa zu einem gefährlichen Unterfangen machen (können). Schließlich erzeugte der Umstand, dass sie die Einreise bzw. das Visum für Deutschland nicht allein organisieren und finanzieren konnte, eine Vulnerabilität, die von ihren Ausbeutern ausgenutzt wurde. Dabei wird auch die Ambivalenz der Orientierungen der EU hin zu einem global anerkannten Raum der Selbstverwirklichung und individuellen Freiheiten deutlich, der in der Praxis für viele Migrant*innen nur unter großen Anstrengungen erreichbar ist. Zwischen den durch Medien und Politik über die Grenzen des Kontinents verbreiteten Versprechungen eines besseren Lebens in Europa und den in den letzten Jahren immer strikter werdenden Migrationsregimen entsteht ein Spannungsfeld, das die Ausbeutung von nicht-EU-Migrant*innen ermöglicht und fördert. Der in der Sexindustrie stattfindende Menschenhandel ist dabei kein isoliertes Phänomen, sondern Teil eines strukturellen Problems, das auch in anderen Sektoren (Arbeits-)Ausbeutung und in letzter Konsequenz den Tod von Menschen beim Versuch der Einreise in die EU über das Mittelmeer bedingt (vgl. Cruz 2018, Holmes/Castañeda 2016, Morokvasic 2004). Vor dem Hintergrund, dass es sich bei einem Großteil der Teilnehmer*innen um EU-Bürger*innen handelte, die weder für den Aufenthalt noch die Arbeit in Deutschland ein Visum benötigten, reicht eine Kritik an strikten rechtlichen Migrationsregimen jedoch nicht aus, um Erfahrungen mit Gewalt und Ausbeutung zu erklären. Insofern ist es notwendig, über rechtliche Rahmenbedingungen hinaus zu blicken und ebenso diejenigen Vulnerabilitäten anzuerkennen, die hegemonialen Wertvorstellungen inhärent sind.

»Ich hab den falschen Mann kennengelernt« – Vulnerable Sehnsüchte und Hoffnungen

Als mir die 28-jährige Joanna erzählte, dass sie bereits über zehn Jahre in verschiedenen Sektoren der Sexindustrie tätig war, wurde ich kurz stutzig und stellte eine Frage, die ich üblicherweise aufgrund ihres potenziell stigmatisierenden Einschlags zu vermeiden versuchte, nämlich wie sie zu dieser Arbeit gekommen sei. »Ach, ich bin richtig klischeehaft reingefallen, ich hab den falschen Mann kennengelernt und so bin ich reingeraten und habe angefangen«, antwortete Joanna. Um an diesem Punkt keine potenzielle Retraumatisierung meiner Gesprächspartnerin auszulösen belief sich meine Reaktion darauf, ihr zu versichern, dass sie mir dazu nichts erzählen müsse, wenn sie das nicht wolle. Das tat sie an diesem Punkt des Gespräches auch nicht, doch ließen ihre Erzählungen über die Berliner Sexindustrie durchaus Rückschlüsse auf ihre Erfahrungen zu. In diesem Moment hatte ich nur eine Frage an sie, bevor ich das Thema wechselte, nämlich ob sie aus dieser Situation wieder herausgekommen war. »Ja. Ich war bald nicht mehr interessant. Ich bin schwanger geworden und war nicht mehr interessant«, antwortete sie und erklärte, dass es auch genug Ersatz gäbe. »Es gibt genug Mädels, die naiv genug sind in einem bestimmten Alter und das machen«. Sie selbst war – ähnlich wie Ljudmila – nach zwei Jahren in einem Abhängigkeitsverhältnis selbstständig weiter in der Sexarbeit geblieben und hatte sich damit Abitur und Ausbildung finanziert, während sie ihr Kind allein großzog. Inzwischen war sie nebenberuflich als Escort tätig, da sie hauptberuflich als Sekretärin arbeitete, was allerdings nicht genug Geld einbrachte, um den Lebensstandard zu finanzieren, den sie anstrebte.

Joannas Geschichte unterschied sich in vielen Punkten von Ljudmilas, wodurch auch die Schwierigkeit einer eindeutigen Absteckung von Menschenhandel und Ausbeutung im Kontext von Sexarbeit deutlich wurde. Hervorzuheben ist dahingehend der Umstand, dass Joannas Erfahrungen nicht mit dem Überschreiten nationalstaatlicher Grenzen verbunden waren. Denn als Kind einer polnischen Familie, die zum Arbeiten nach Deutschland gezogen war, lebte sie bereits seit ihrem zwölften Lebensjahr in Deutschland.⁵ Auch wenn aus rechtlicher Perspektive in Deutschland durchaus anerkannt wird, dass Menschenhandel auch innerhalb von Staaten stattfindet, widerspricht ihre Geschichte den dennoch dominanten medialen Narrativen über aus dem Ausland ›eingeschleppte‹ Opfer von Menschenhandel. Insofern zeichnet die enge diskursive Verknüpfung von Menschenhandel mit Migrationsbestrebungen prekarisierter Personen ein unzureichendes Bild dieser Problematik, da in Joannas Geschichte – ganz im Gegensatz zu Ljudmilas Erfahrungen – weder eigene Migrationswünsche noch Migrationsregime als ein (Hinter-)Grund ihrer Ausbeutungserfahrungen begriffen werden können.

Was Joannas und Ljudmilas Geschichte allerdings verband, war die Rolle, die soziale Beziehungen und insbesondere das Streben nach einer intimen romantischen Beziehung darin einnahmen. Joannas Erzählung über ihren Einstieg in die Sexarbeit entsprach der in medialen Debatten als *Loverboy-Methode* bezeichneten Form der nicht bloß ökonomischen, sondern auch emotionalen Ausbeutung insbesondere junger Frauen (vgl. Mototolea 2018, Wulff-Besold 2020). Grundlage dieses Ausbeutungsverhältnisses ist nicht (ausschließlich) das Ausnutzen ökonomischer oder rechtlicher Vulnerabilitäten, sondern auch das Ausnutzen emotionaler Beziehungen und Abhängigkeitsverhältnisse, was sich auch in Joannas Aussage abzeichnet, dass sie sich in den falschen Mann *verliebt* hatte.

Dass Joanna ›für die Liebe‹ eine Tätigkeit aufnahm, die sie in Abwesenheit dieser Beziehung nicht begonnen hätte und in Retrospektive auch als Täuschung beurteilte, verdeutlicht, dass auch intimen sozialen Beziehungen Potenziale für Abhängigkeiten und Ausbeutung innewohnen. Dieser Umstand beschränkt sich bei Weitem nicht auf Situationen, die schlussendlich zu einem Zwang in die Sexarbeit führen, sondern ist im Kontext breiterer soziokultureller Imaginationen von Liebe, Romantik und Beziehungen zu verorten (vgl. Illouz 2019). So müssen die Erfahrungen von Joanna und Ljudmila als Teil vergeschlechtlichter cisheteronormativer Beziehungsnormen verstanden werden, die zu einer Normalisierung emotionaler Abhängigkeiten sowie psychischer und physischer Gewalt bzw. ihres ›Erduldens‹ als Ausdruck von Liebe und Zuneigung beitragen. In kontemporären (west- wie ost-)›europäischen‹ Gesellschaften werden derartige Normen zwar durch feministische Bewegungen und Bestrebungen kritisiert und herausgefordert. Umstände wie z.B. die schleppende Umsetzung der Istanbul-Konvention gegen Gewalt an Frauen in einigen ›osteuropäischen‹ Ländern wie auch in Deutschland (vgl. Behrensen/Stanoeva 2019) zeigen aber, dass derartige hegemoniale Strukturen (noch) nicht gebrochen sind. Unhinterfragt bleibt oft ebenso die Überhöhung romantischer Liebe (v.a. in cisheterosexuellen Beziehungen) als ›wichtigste‹ Form intimer Bezie-

5 Da ich mit Joanna aus den o.g. Gründen nicht detailliert über ihren Einstieg in die Sexarbeit gesprochen habe, kann an dieser Stelle nicht analysiert werden, ob oder inwiefern ihre Migrationserfahrungen dabei eine Rolle spielten.

hungen in hegemonialen neoliberal-individualisierenden Diskursen zu sozialen Beziehung(en) und Familie (vgl. Illouz 1997). Denn der zentrale Stellenwert, den romantische Beziehungen in ›modernen‹, neoliberalen (west- wie ost-)europäischen Gesellschaften einnehmen, enthält – in Kombination damit, dass Sexualität als ihr zentraler Bestandteil konzipiert wird – ebenso Potenziale für (emotionale) Abhängigkeiten. Mobile Orientierungen in Richtung intimer Beziehungen und Subjektpositionen innerhalb dieser erweisen sich also als ambivalentes Unterfangen, das aktuellen Beziehungsnormen inhärente Spannungen und Konflikte deutlich macht.

Schließlich muss berücksichtigt werden, dass es sich bei dem Mann, in den sich Joanna verliebt hatte, auch nicht um eine schemenhafte Figur eines stereotypen Täters handelte. Seine Motivationen müssen ebenso in Relation zu seinen soziokulturellen Verortungen und ökonomischen Verhältnissen betrachtet werden. Da mir über diese aber nichts bekannt ist, möchte ich an dieser Stelle von Spekulationen absehen, und lediglich diesen Gedanken aufwerfen. So zeigt z.B. Mai anhand seiner Gespräche mit *third-party agents*⁶ (Mai 2018: 142ff) auf, dass diese ähnliche mobile Orientierungen verfolgten wie die Frauen, die mit ihnen im Rahmen als ausbeuterisch zu bezeichnender und zum Teil gewaltvoller Verhältnisse arbeiteten (ebd.: 164). Dies verdeutlicht, dass auch die verübte Ausbeutung und Gewalt an sexarbeitenden Personen nicht bloß als individuelles Fehlverhalten, sondern ebenso als Produkt sozioökonomischer Verhältnisse verstanden werden muss, die zu einer Normalisierung von Ausbeutung, insbesondere von im Rahmen geschlechtlicher oder anderweitiger sozialer Hierarchien marginalisierter Personen, beitragen (ebd.).

»Ich habe keine andere Wahl« – Grauzonen migrantischer Mobilitäten

»Die Arbeit hier ist schlecht, aber ich habe keine andere Wahl«, erklärte Ildiko, »in Ungarn finde ich keine Jobs, mit denen ich genug verdienen kann.« Sie nannte eine Summe in Forint, die sie in Ungarn pro Monat verdienen konnte. Monika, die in diesem Gespräch als Übersetzerin fungierte, erklärte mir danach, dass es sich dabei um ungefähr 42 Euro handelte, die auch in Ungarn nicht ausreichten, um eine Familie zu ernähren oder gar genug Geld anzusparen, um ein Haus zu kaufen, das sich Ildiko für sich und ihr Kind wünschte. War Ildiko durch ihre Tätigkeit auf dem Straßenstrich zwar eine derjenigen Frauen, die anhand der in Kapitel 3 geschilderten medialen und politischen Debatten um den Kurfürstenkiez am ehesten als Menschenhandelsopfer wahrgenommen wurde, so stellte ihre Geschichte trotz (oder auch wegen) der darin enthaltenen Prekaritäten und Abhängigkeiten die Vorstellung eines rechtlich eindeutig fassbaren Bestands von Menschenhandel am deutlichsten in Frage. Denn Ildiko war keineswegs auf ihrem Weg in die Sexarbeit getäuscht worden. Ihr war bewusst, womit sie in Berlin ihr Geld verdienen würde, bevor sie sich in die deutsche Hauptstadt aufmachte. Und die Umstände, die ihr keine andere Wahl ließen, waren primär sozioökonomische, insbesondere für eine bereits in ihrem Herkunftsland aufgrund ethnischer und rassifizierter Zuschreibungen mehrfach marginalisierte Frau wie Ildiko (vgl. Finger 2017, Probst 2020).

6 Mit dem Begriff »third-party agent« bezeichnet Mai »people who facilitate and manage the sex work of others« (Mai 2018: 143).

Diese strukturellen Vulnerabilitäten (vgl. Castañeda 2013, Probst 2020) führten nicht nur dazu, dass Ildiko in ihrem Herkunftsland keine Optionen für sich sah, sondern machten auch eine Inanspruchnahme europäischer Mobilitäten schwierig. Denn obwohl für Ildiko die nationalstaatlichen Grenzen der EU-Länder aus migrationsrechtlicher Perspektive offenstanden, war eine temporäre bzw. zirkuläre Migration nach Deutschland für sie mit Hindernissen versehen. Es mussten Transport und Unterkunft organisiert, Sprachbarrieren überwunden und Arbeitsmöglichkeiten gefunden werden. Mangelnde finanzielle Mittel sowie ein eingeschränkter Zugang zu Bildung erschwerten zudem ihren Zugang zu Arbeitsmärkten. Dass Ildiko in diesem Kontext die Unterstützung anderer Personen annahm, um ihre mobilen Orientierungen zu verfolgen, erscheint insofern nicht abwegig; ihre prekäre Situation ermöglichte es diesen Personen allerdings, sie und ihre Arbeitskraft auszubeuten. Für Ildiko war es nicht widersprüchlich, dass die Personen, die sie nach Berlin brachten oder ihr in der Stadt eine Unterkunft organisierten, für ihre Leistungen Geld verlangten; sie stellte allerdings auch nicht die Höhe der Beträge in Frage bzw. war nicht in der Position, über sie zu verhandeln. Ähnlich ambivalent war Ildikos Einschätzung der Männer, die auf der Kurfürstenstraße die Frauen ›betreuten‹ oder auch ›beschützten‹. Bei der Straßensexarbeit handelt es sich um eine Tätigkeit mit vielen Gefahrenpotenzialen, und die Möglichkeit, sich bei Problemen an jemanden wenden zu können, kam ihr durchaus gelegen. Während Ildiko selbst nicht näher auf ihr Verhältnis zu diesen Männern einging, beschreibt Katona (2017), dass sich für Frauen im Kurfürstenkiez ›geschäftliche‹ mit emotionalen Beziehungen vermischen und die Männer mitunter die Rolle von Beziehungspartnern übernahmen, was dazu beiträgt, dass die von diesen Männern ausgeübte physische Gewalt nur bedingt in Frage gestellt wird.

Situationen wie die von Ildiko lassen sich unter dem Begriff der »auslandsspezifischen Hilflosigkeit« fassen, der mir in meinen Gesprächen mit den für Menschenhandel verantwortlichen Abteilungen der Berliner Staatsanwaltschaft sowie des Landeskriminalamts begegnete. Bezeichnet werden damit u. a. das Fehlen von Sprachkenntnissen oder Barmitteln, dessen Ausnutzung als Indikation für Menschenhandel herangezogen wird. So passend dieser Begriff für die Problemlagen von Ildiko und anderen Frauen im Kurfürstenkiez erscheinen mag, so handelt es sich dabei gleichzeitig auch um einen schwammigen Begriff, der (bestimmte) ›Ausländer*innen‹ aufgrund ihres Fremdseins als vulnerable ›Anderer‹ positioniert und dabei strukturelle Faktoren, die zu ihrer Hilflosigkeit beitragen, nicht benennt. Denn nicht jede*r (rechtlich definierte) ›Ausländer*in‹ ist in Deutschland hilflos. Auch Menschen ohne Deutschkenntnisse haben Möglichkeiten, sich zurechtzufinden, insbesondere in Berlin, wo beinahe überall Englisch gesprochen wird (was diese Personen allerdings nicht notwendigerweise vor Arbeitsausbeutung bewahrt). Ildiko hingegen war nicht nur vulnerabel, weil sie ›Ausländerin‹ war, sondern weil sie eine derjenigen ›Anderen‹ war, die weder in ihrer Herkunftsregion noch in Deutschland als Teil der Gesellschaft wahrgenommen wurden, ähnlich wie es Altay, Yurdakul und Korteweg (2020) für die trans Frauen im Kurfürstenkiez beschrieben. Prekarierte Menschen ohne Bildungsabschlüsse als ›hilflos‹ zu definieren, verabsolutiert ihre Vulnerabilitäten, ohne dabei in Frage zu stellen, warum es ihnen an institutionalisierter, staatlicher oder transnational-europäischer Unterstützung bei der Erfüllung ihrer Bestrebungen mangelt.

Während die Rahmenbedingungen von Ildikos Lebensweg nicht als Selbstverständlichkeit verstanden werden dürfen, ist anzuerkennen, dass neoliberale Vorstellungen von sozialer Mobilität als Frage des persönlichen Willens und Schaffens ihren Umgang damit prägten. Denn sie schien in ihren Gesprächen mit mir ihre Umstände nicht in Frage zu stellen, sondern sich einem neoliberalen grausamen Optimismus zu verschreiben, der ihr eine Verbesserung durch harte Arbeit versprach. Daraus entspann sich jedoch ein Teufelskreis aus Abhängigkeiten, psychischen wie physischen Verletzungen und dem Verlust langfristiger Zukunftsperspektiven. Da der Kontakt mit Ildiko mit dem Ende meiner Forschung abbricht, kann ich an dieser Stelle nicht berichten, wohin dieser Weg sie führte.

Wo es auf der einen Seite notwendig ist, die Erfahrungen von Ljudmila, Joanna und Ildiko nicht als isolierte und (vermeintlich) klar eingrenzbar Sonderfälle, sondern als Teil des Spektrums der Realitäten sexarbeitender Migrant*innen zu begreifen, ist es auf der anderen Seite im Hinblick auf die verzerrenden gesellschaftlichen Diskurse zu diesem Thema ebenso notwendig klarzustellen, dass nicht alle Teilnehmer*innen derartige Erfahrungen teilten. Während sie alle der Umstand verband, dass ihrer Sexarbeit v.a. eine ökonomische Funktion zukam, waren die Motivationen und Hintergründe für die Tätigkeit in der Sexarbeit sowie ihre Erfahrungen damit äußerst heterogen. Was vielmehr ein gemeinsames Merkmal darstellte, war, dass sie diese Motivationen und Erfahrungen in Relation zu ihren mobilen Orientierungen in Richtung eines ›guten Lebens‹ kontextualisierten und begründeten. Im Verfolgen dieser Orientierungen ergaben sich immer wieder Reibungspunkte zwischen u.a. dem Wunsch und der Notwendigkeit der Migration, ›Ost‹ und ›West‹, ›Tradition‹ und ›Moderne‹, sozialen Obligationen und Wünschen nach individuellen Freiheiten sowie der Suche nach Zugehörigkeit und dem Erfahren sozialer Ausgrenzung, innerhalb derer die Aufnahme einer gesellschaftlich als moralisch ›fragwürdig‹ angesehenen und mit verschiedenen Problemen behafteten Tätigkeit als sinnvoll(st)e Option erschien. Dabei erwiesen sich die Ideen (west-)europäischer Freizügigkeiten und Freiheiten als neoliberale Fiktionen, die für die Teilnehmer*innen zwar durchaus prägend, aber unerreichbar waren.

4.5 Fazit: Die Grenzen der europäischen Freizügigkeiten

Ziel dieses Kapitels war es, mithilfe des Konzepts der mobilen Orientierungen (Mai 2018) eine differenzierte Perspektive auf die Lebenswege der Forschungsteilnehmer*innen zu eröffnen, die ihre Erfahrungen, Entscheidungen und Realitäten nicht nur im Kontext ihrer ökonomischen Situation, sondern auch in Relation zu Werten, Moralvorstellungen und Ideen eines ›guten Lebens‹ in ›Europa‹ begreift. Es handelt sich bei einer derartigen Perspektive nicht nur um eine notwendige Intervention, um die in Kapitel 3 beschriebenen Stereotypisierungen von ›osteuropäischen Prostituierten‹ aufzubrechen. Ebenso wird durch sie deutlich, dass die verschiedenen Formen des *Otherings* von sexarbeitenden (›osteuropäischen‹) Migrant*innen integraler Bestandteil neoliberaler Europäisierungsprozesse sind. Denn wo die mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen aufzeigen, dass es sich bei der Umsetzung von Mobilität und Freizügigkeit innerhalb Europas um äußerst ambivalente Prozesse handelt, die Vorstellungen von (West-)Europa als Raum

unbegrenzter Möglichkeiten in Frage stellen, trägt die moralisch-diskursive Konstruktion migrantischer Sexarbeit als isoliertes Problem dazu bei, dass die zugrundeliegenden strukturellen Ungleichheiten und Ausgrenzungsmechanismen in den Hintergrund treten.

Während diese Infragestellung (West-)›Europas‹ als Raum der Erfüllung eines ›guten Lebens‹ für alle auch die Möglichkeit einer Veränderung ›europäischer‹ Werte (und potenziell auch ein Durchbrechen hegemonialer Ost-West-Dichotomien) andeutet, zeigen die mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen zugleich die Schwierigkeiten der Verhandlung gesellschaftlicher Werte im Kontext sozioökonomischer Ungleichverhältnisse auf. Denn so verbirgt sich hinter den ihren Handlungen inhärenten Aushandlungen von ›Ost‹ und ›West‹, ›Tradition‹ und (west-)europäischer ›Moderne‹ sowie der Suche nach individuellen Freiheiten der Umstand, dass die ökonomischen wie soziokulturellen Freiheiten des neoliberal geprägten Europa auf der Ausgrenzung und Ausbeutung von ›Anderen‹ basieren. Menschenhandel zum Zwecke sexueller Ausbeutung ist dafür ein Extrembeispiel – dementsprechend aber auch ein Beispiel von vielen, in denen soziale Hierarchien und strukturelle Vulnerabilitäten eng mit der Aufrechterhaltung neoliberaler Ideen von Erfolg und bestimmten Freiheiten verbunden sind.

Sich dieser Problematik über eine Betrachtung mobiler Orientierungen zu nähern, zeigt gleichzeitig, dass die Teilnehmer*innen diesem Spannungsfeld nicht passiv erlegen waren, sondern in ihren Handlungen zugrundeliegende Strukturen reflektierten, herausforderten, reproduzierten – und sie damit sichtbar machten. Diese Erkenntnis fungiert schließlich als Grundgedanke der folgenden Kapitel, die nun die Bedeutung(en) und Verhandlungen bestimmter Achsen innerhalb dieses komplexen Gefüges – nämlich ›osteuropäischer‹ Zugehörigkeiten und europäischen weiß-Seins, Sexualität(en) und (Lohn-)Arbeit – beleuchten werden.

